This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ilse Frapan

Wehrlose

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Wehrlose.

Wehrlose.

Novellen

von

Ilse Frapan.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1900.

GENERAL

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

PT2601
K7 W44
1900
MAIN

Ein Erlebniß.

197347

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Schon fünf Tage ohne Regen! Ich kann so ungestört fort malen, daß es eine Freude ist. Und immer das gleiche, ebenklare Wetter, und vor der Sonne die breite Magdalenenschürze: Alles so gedämpft. Dazu diese Hofeinsicht, die wirklich ein Fund ist. Und zugleich eine Fundgrube von Stimmungen. Ich habe mir das jetzt so vertheilt: für die blasse, verschwommene Morgenbeleuchtung Pastell; es gibt weder Linien noch scharf gesonderte Flächen, die Grenzen ahnt man nur hinter dem grauen Nebel. Daran arbeite ich bis zehn Uhr. Dann kommt die Oelskizze, Versuche der Sonne, die Magdalenenschürze zu durchbohren. Auf einer Straßenlaterne und einem Barbierbecken mattweißliches Sonnenflimmern. Auch die eine schwarze, nasse Hausmauer glänzt, sonst ist Alles glanzlos, gewissermaßen stumm. Dann von vier bis sechs die farbigste Stimmung, die schon sinkende Sonne im Nebel, relativ farbig gegen die anderen Skizzen. Die Beleuchtung vertieft sich gegen gelb. Ich mache das in Aquarell, es ist hochinteressant. Im Hof

die gelben Hausthüren mit den gelben Messingdrückern, der gelbe Nebel über den Dächern, der Laden mit den Apfelsinen im Schaufenster als Vordergrund. Ich sehe mich so hinein! Bin ganz weg. Merkwürdig, wie viel in so einer einzigen Straße drin steckt, und wie viel man da heraus holen kann. Das Vierte ist eine Nachtstimmung, Alles dumpf grau-schwarz. Nur die Hoflaterne und weiter hinten die beleuchteten Fenster; dies wieder Pastell. Diese Skizze macht mir ziemlich viel Schwierigkeiten — ich muß mich dabei zu sehr auf mein malerisches Gedächtniß verlassen, und das taugt nicht. Ich will ja nichts Hinphantasirtes, ich will Wirklichkeit. Ich bin nur eine Abschreiberin der Wirklichkeit. Sie ist reich genug, scheint mir, wenn man sie nur zu fassen weiß, mit Andacht, Zähigkeit, Fleiß. Aber da liegt der ewige Haken! Weiß ich sie zu fassen? Bange Frage! Das Beste ist, man fragt nicht, sondern sitzt und malt. Während man dabei ist, wenigstens, ist man glücklich. Ich bin es auch. Und ist es nicht eine originelle Idee? Vier Porträts eines und desselben Hofes. Alle bei nebligem Herbstwetter aufgenommen, und zwar in vier verschiedenen Tageszeiten. Man lauscht der Sonne ihre Geheimnisse ab und denkt sich so allerlei. Wie die Bilder gerathen — das ist am Ende ganz gleich. Man sitzt da und freut sich.

Auch über die Leute. Die Leute in dieser Gegend sind sehr nett. Als ich an der Alster malte, war es manchmal unangenehm. Die Leute kamen, standen still, kritisirten, so als ob ich nicht da wäre. Ich wurde einmal ganz nervös, stand auf, packte zusammen und ging weg. Hier ist es ganz anders. Die Leute denken, daß ich arbeite. Sie stören mich nicht. Manchmal bleibt ein Kind stehen, den Finger im Munde, guckt meine Skizze an oder tippt auf meine Farben. Dann kommt eine Mutter oder Tante und sagt: „Mußt Fräulein nich stören, Kind, Fräulein ist hier fleißig bei's Malen." Und die Frau zieht das Kind weg. Sie sagt: „Bei's Malen."

Ich sitze auf einem Beischlag. Die Leute sind, glaube ich, Krüger. Ich habe ihnen etwas für den Platz bezahlt, es standen vorher Körbe mit Kartoffeln da. Jetzt haben sie mir ein Kissen heraus gebracht, weil der steinerne Beischlag zu kalt sei. Unser Factotum hat meinen kleinen Utensilienschrank hergekarrt, der steht nun auf ihrer Diele zwischen den Kartoffelkörben und Bierflaschen. Die Leute sind sehr zuverlässig, sie betrachten meine Sachen wie ein Heiligthum. Neulich hatte ich über Mittag den Schlüssel stecken lassen. Die Frau kam mir schon damit entgegen gelaufen, als ich nach dem Essen wieder anfangen wollte. Sie oder ihr

Junge hätte ihn mir gebracht, nur daß sie meine Adresse nicht wußten, sagte sie. Es sind rührend nette Leute. Sie haben mich schon ein paarmal zum Mittagessen eingeladen, aber es setzt mich sehr in Verlegenheit. Bezahlen für eine Einladung, das geht doch nicht, das ist unzart, und den Leuten ihre Sachen so wegessen — das geht auch nicht. Ich schleiche mich jetzt immer leise fort. — Grade, daß mich hier Niemand kennt, ist so hübsch. Heute wollte mir die Frau einen Shawl heraus bringen, weil ich ein bißchen Husten habe. Ich zeigte ihr, wie dick mein Kleid ist — Herrentuchstoff, da beruhigte sie sich. Sie selber hatte eine Kattunbluse an und sah ziemlich verfroren aus. Nein, wirklich rührende Leute.

* * *

Mit den Skizzen geht es gut. Ich habe noch eine fünfte eingefügt für den frühen Nachmittag. So von halb Drei bis halb Vier. Da ist der Hof im Lichtnebel, sehr interessant. Eine Frau hat einen Ricken voll Wäsche gehängt. Hoffentlich ist sie nicht zu bald trocken! Ich muß die Frau bitten, sie so lange da zu lassen, bis ich fertig bin, diese hellgrau-blauen und röthlichen Flecke kann ich nicht entbehren. Ich werde ihr etwas dafür bezahlen.

Heute hat mich meine Krügersfrau gefragt, ob die Bilder auf die Ausstellung sollen. Ich lachte und sagte, ich machte das nur zu meinem Vergnügen. Das konnte sie gar nicht begreifen. „Was is das denn für 'n Vergnügen, wenn Fräulein so Tag für Tag mit kalte Füße auf 'n Beischlag sitzt und malt da was!" sagte sie. — „Finden Sie diesen Hof nicht wunderhübsch?" fragte ich sie. Aber nein, sie fand gar nichts dran, die arme Frau. „Sie haben so viele Genüsse weniger in der Welt, wenn Sie das nicht hübsch finden," sagte ich. Aber ich habe dann doch lieber geschwiegen, es gibt ja auch unter den Gebildeten viele stumpfe Augen. Eigentlich unbegreiflich!

* * *

Jetzt habe ich doch eine Zuschauerin bekommen, aber sie stört mich nicht. Sie kommt nur gelegentlich, sieht mir über die Schulter und verschwindet bald. Sie muß hier ganz in der Nähe wohnen, denn sie geht ohne Hut. Es ist eine ziemlich junge Frau, recht hübsch. Mit ihrem vollen, blassen Gesicht, den schmalen, schwarzen Augen, die etwas geschwollene Lider haben, dem reichen, krausen, braunen Haar erinnert sie mich an meine Wäscherin in Venedig, die ich auch so gern mochte. Sie trägt

sich auch ebenso nachlässig wie die, in einer losen Jacke. Sehr stark parfümirt ist sie, am Ende ist es die Frau des Friseurs und Barbiers, dessen blankes Messingbecken auf meiner zweiten Morgenskizze eine gewisse Rolle spielt. Heute Mittag kam sie dreimal, immer nur auf fünf Minuten. Sie stand stille neben mir und zog einen langen Seufzer um den anderen. Sie ist vielleicht krank, die arme, schüchterne Frau. Ich muß sie mal fragen.

* * *

Heute haben wir uns etwas unterhalten. Sie ist melancholisch, gedrückt und nicht gebildet. Ich denke mir, sie ist eine Näherin und hat vielleicht eine unglückliche Liebe. Ihr Gesicht hat einen leidenden und demüthigen Ausdruck. Wenn ich Menschen malen könnte, so malte ich sie gleich. Ich sagte ihr das heute, der kleinen Jenny. Da wurde sie ganz roth, streckte die Arme aus und sagte: „Nein! Nein!“ Sie hat etwas Scheues im Gesicht, sie mag nicht, daß man sie ansieht. Das habe ich schon bemerkt, und deshalb sehe ich sie lieber nicht viel an. Aber eine Friseursfrau oder -Tochter ist sie jedenfalls, denn es ist ein starkes Parfüm immer an ihr zu merken. Das ist auf der Straße nicht so schlimm, im Zimmer könnte

man es fast nicht aushalten. Ihre Stimme ist merkwürdig, so wie von Thränen gebrochen. Ich sehe sie oft erschrocken an, denn ich denke, sie weint; aber nein, ihre Augen sind ganz trocken. Es ist nur so eine Eigenthümlichkeit bei ihr. Aber ihre Stimme geht zu Herzen.

Sie hat mich auch gefragt, ob das Bild auf die Ausstellung kommt. Es ist merkwürdig, daß die meisten Leute bei Allem, was sie oder Andere thun, einen praktischen Zweck voraussetzen. Sie können gar nicht anders. Der freie ästhetische oder künstlerische Standpunkt ist ihnen ganz fremd. Ich begreife es nicht.

* * *

O weh, die Wetterprognose wird schlimm! Das Minimum bewegt sich auf uns zu, wie die Herren Meteorologen sagen! Da muß ich eilen. Wenn jetzt ein Regen eintritt, wird es nachher sicher kalt, und mit meiner Straßenmalerei ist's vorüber. Die zwei Pastelle können zur Noth fertig sein, das Aquarell aber ist noch sehr zurück. Und die Frau hat nicht Wort gehalten, hat die Wäsche doch hinein genommen. Ein Unstern! Hätte ich ihr etwas mehr bezahlt. Ich werde diese Skizze also aufgeben müssen. — —

Ich bin hier auch so gern, weil das ewige Verbeugen und Nach-Vater-Fragen wegfällt. Dieser Theil von Hamburg ist wie eine andere Stadt. Es war zu traurig, immer antworten zu müssen: „Keine Aenderung, keine Besserung, keine Hoffnung.“ Jetzt sind es schon drei Jahre, seit er mich nicht mehr kennt. Der Wärter ist schon bald zwei Jahre bei ihm. Ich sehe deutlich, daß es schlimmer wird, auch körperlich. Aber er fühlt nichts davon, weiß nichts davon, so sagt, nein, versichert mir der Arzt. „Er kehrt zurück ins Unbewußte, aus dem wir Alle gekommen sind,“ mit diesen milden Worten hat mir unser guter, alter Doctor damals den Ausbruch der schrecklichen Krankheit mitgetheilt. Jetzt ist er zurückgekehrt; er lebt nur noch wie eine Pflanze, wie ein stummer Baum. O Schicksal!

Was thäte ich, wenn ich meine Malerei nicht hätte! Sie hat mich gerettet, sie rettet mich noch täglich. Wenn ich nur mit solchen Leuten verkehren sollte, wie gestern Abend in der Theegesellschaft — das wäre doch zu entsetzlich! Sie sind ja eigentlich recht liebenswürdig mit mir, aber nichts interessirt sie, was Kunst betrifft, und ich werde wie ein Wunderthier von Einem dem Andern gezeigt: „Sehen Sie, dies ist Fräulein Johannsen, die so schön malt. Denken Sie sich, Fräulein Johannsen malt bei allem Wetter auf der Straße, und Alles

zum Vergnügen, denken Sie sich!" Und dann fragt der Andere auch sogleich, ob und wann ich denn ausstelle, und wenn ich sage: „Gar nicht," dann wird er ganz roth und irre, so als ob er sich für mich schämte, und macht „ah!" und „oh!" weil er sonst nichts zu sagen weiß.

Ich gehe nicht wieder hin, es wird mir Niemand übel nehmen. Ich muß ja für diese Leute ebenso langweilig sein, wie sie es für mich sind.

Wie viel interessanter ist mir dagegen dieses blasse Mädchen, diese Jenny. Sie kommt jeden Tag ein paarmal, steht und fragt, unermüdlich wie ein Kind und unwissend wie ein Kind. Nächstens erzählt sie mir gewiß ihre rührende, kleine Liebesgeschichte; sie sieht ganz so aus, als hätte sie etwas auf dem Herzen. Sie hat übrigens ein sehr veränderliches Gesicht. Heute hat sie mich erschreckt. Ein Mann, der aber wie ein Herr angezogen war, kam über die Straße auf sie zu, als sie neben mir stand, und rannte sie so hart an, daß sie gegen mich gestoßen wurde, und daß meine kleine Staffelei fast umfiel. Vielleicht war es nur ein grober Witz, aber Jenny nahm es schrecklich übel. Sie verzerrte das Gesicht so, daß ich sie nicht wieder erkannte, und sagte dem Mann ein greuliches Schimpfwort. Er antwortete etwas, das ich nicht verstand; Jenny lief sogleich weg, sie hat sich wohl geschämt, daß

ihr solch' ein häßliches Wort entfahren war. — Ich saß ganz verstummt. Die andere Bildungsstufe wurde mir mit einem Mal fühlbar. Sie hat gewiß eine traurige Jugend gehabt, daß sie so schnell zu erbittern ist. Ihre Stimme klang schneidend und widrig, als sie den Mann schimpfte. Und mit mir ist sie so lieb.

* * *

Eben nach Hause gekommen. Der Landregen ist da! Der abscheuliche, fadengrade Landregen, der es mir unmöglich macht, meine vier Skizzen zu vollenden! Schade!

Und auch sonst ein recht häßlicher Tag! Wie man sich doch in Menschen täuschen kann. Ich besonders. Ich täusche mich ja immer, ich bin es schon beinahe gewohnt. Aber sogar in einer so unbedeutenden äußerlichen Sache! Das war doch mehr als unfreundlich! Mich nicht ins Haus zu lassen? Warum denn nicht? Bei dem Platzregen! Ich wollte doch nur einen Augenblick unterstehen, eine halbe Stunde vielleicht. Gott, wenn in unserem Hause Jemand einregnete — man würde ihm doch einen Stuhl anbieten, ihn in das Mädchenzimmer bitten oder in die Küche, aber Einem entgegenschreien: „Nein! Nein! Hier geht es nicht! Hier dürfen Sie nicht hinein!" Das ist doch —

Es ist zum Verwundern. So lieb war dieses Mädchen, als sie bei mir stand und zusah, wie ich malte, und immer leuchtete ihr Gesicht auf, wenn wir uns grüßten. Für gewöhnlich hat sie etwas Apathisches, aber wenn wir uns sahen, immer kam ein freundliches Leuchten in ihre schmalen, schwarzen Augen, und nun heute? Ich habe mich geärgert, thatsächlich. Solch' ein dummes Zusammentreffen! Der plötzliche eiskalte Regen, ich vor der Thür auf dem Beischlag, und meine gute Krügersfrau, die ihre Thür von innen zugeschlossen hat, so daß ich ganz schutzlos dastehe. Natürlich geht man doch in solchem Fall ins nächstbeste Haus. Und ich freue mich noch, als ich dort im Eingang Jenny erblicke. „Wohnen Sie hier?" will ich grade sagen. Da schreit sie mich mit heiserer Stimme an: „Nein! Nein! Was wollen Sie hier! Hier geht es nicht!" Und ich in meiner dummen Zuthunlichkeit zu ihr: „Vielleicht könnte ich oben aus dem Fenster bei Ihnen etwas malen?" Und da ihr verzerrtes, unkenntliches Gesicht und das schrille Geschrei: „Nein, nein, gehen Sie aus dem Hause."

Ich glaube, man hat mich noch nie so angefahren, im ganzen Leben nicht. So schnell wie möglich zog ich mich zurück, habe natürlich kein Wort erwidert. Es war ein Funkeln in ihren schwarzen Augen wie vor Bosheit. Dieselben

Augen, die mich immer so zärtlich angesehen! So sind die Menschen!

Warum habe ich mich solcher Grobheit ausgesetzt? Um das bißchen Regen? Lieber doch naß werden, als sich so behandeln lassen. Ein Junge holte mir übrigens dann bereitwilligst eine Droschke. . . . Aber die Sache hat mir einen sehr unangenehmen Eindruck hinterlassen. Ist die Freundlichkeit ein so unzuverlässiges Ding? Wie schade! Wenn ich wieder dort male, und das Mädchen kommt noch einmal heraus zu mir — was für ein Gesicht soll ich ihr machen?

* * *

— — — — — — — — — — —

Seit Vater gestorben ist — — — Alles, was ich spreche, fängt jetzt so an: „Seit Vater gestorben ist" — — Ich habe beinah sieben Wochen nicht gemalt, jetzt will ich wieder anfangen. Nur so aus dem Fenster. Etwas Architektonisches, im Rauhreif, ein sehr interessantes altes Giebelhaus mit reich geschnitztem Fachwerk. Das Portal ist zierlichstes Roccoco. Sonderbar, das Haus ist, genau genommen, eine Musterkarte der verschiedenen Stile, und doch sieht das Ganze harmonisch aus, die Theile sind durch irgend einen genialen Zufall zu-

sammengestimmt. Es ist nicht weit von meinem lieben Hof, wo ich die Skizzen gemalt habe.

Wenn ich nur erst wieder in der Arbeit bin!

Ich denke, nach meinem Tode können die Sachen doch vielleicht ausgestellt werden. Ich höre ja dann nicht mehr, wie man darüber schimpft. Und vielleicht wird das eine oder andere Auge nicht ganz ohne Wohlgefallen auf meinen kleinen Versuchen weilen, und vielleicht wird die eine oder andere Hand dadurch angeregt werden, es mir nachzuthun. Ich denke jetzt oft an den Tod, weil Vaters Tod noch so frisch ist, und dann schleicht sich leise, leise doch der Wunsch nach einer noch so bescheidenen Unsterblichkeit ein. Bis jetzt hatte ich nicht gewußt, daß ich eine Spur von Ehrgeiz habe, aber nun scheint es doch so zu sein.

Dieses Ausgelöschtsein ist furchtbar. Ich meine, so wie Vater ausgelöscht ist. Ganz lautlos, schmerzlos, bewußtlos auch für mich. Bin ich denn nicht traurig, ich, die Tochter? Ich weiß es nicht, mein Gefühl versagt an dieser Stelle. Ich glaube, es ist Alles in meine Pinsel gegangen. Ich sprach mit Herbert darüber.

Die Sache liegt wohl so: erstlich stak Vater als Jurist und als Senator über und über im Geschäft, und daraus entwickelte sich dann das kühle Verhältniß zwischen uns, besonders weil Mutter so

früh gestorben war. Seine öffentliche Thätigkeit, seine vielen Aemter nahmen ihn ganz in Anspruch. Ich begann dann zu malen . . .

Immer weiter kamen wir aus einander, weil ich so gar nichts von seiner Thätigkeit verstand.

Nur später sah ich, wie sehr man ihn angriff, wie er sich verwundet zurückzog, verbittert wurde; unzugänglich. Und dann die schreckliche Krankheit, die, wie der Arzt sagt, schon seit Jahren in ihm vorbereitet war; die erste Zeit der maßlosen Erregung, dann immer stiller, und endlich Erlöschen.

Ein Schauder überläuft mich.

* * *

Nach all' den Blumen, die beim Begräbniß ankamen, haben die Leute Vater sehr geschätzt. Das ist eine kleine Genugthuung. Oder war es nur menschliches Mitgefühl mit dem so lange Lebendigtodten? Es hat mir wohlgethan für ihn. Aber gerührt hat mich nur der Kranz von Jenny!

Denn dieser Kranz galt mir, der war nur für mich. Ich habe nie etwas Rührenderes erlebt als dies grüne, traurige Todtenkränzchen, dies Geschenk des fremden, armen Mädchens. Wie hat sie meine Adresse erfahren? Wie kommt es, daß sie so viel Vertrauen zu mir gefaßt hat? Wir haben uns

doch kaum gekannt! Hin und wieder nur ein paar Worte gewechselt, da, an meinem Beischlag, vor meiner Skizze — ein paar einfache menschliche Worte, ein bißchen die Hand gedrückt — sie drückte immer so stark — und das war Alles. Und dafür dieses warme Theilnahmzeichen in meiner Trauer. Es hat ihr ja noch Geld gekostet, und sie hat es gewiß selber nöthig. Wie soll ich das wieder gut machen, ohne sie zu verletzen? Wenn ich ihr ein paar Skizzen von mir schenkte? Die von dem Hof mit dem Haus, wo sie wohnt?

Vielleicht ist es dumm, vielleicht nicht. Vielleicht ist sie in dem alten, hohen, dunkeln Hause geboren, hat ihre Jugend zwischen diesen nassen, schwarzen Mauern verbracht, in diesem schmutzigen Rinnstein als kleines Kind ihre Papierböte schwimmen lassen, auf diesem runden Eckstein mit ihrem Strickzeug gesessen — arme, kleine Jenny! Dann würde ihr die Skizze doch vielleicht nicht ohne Reiz sein. Aber wie soll ich das erfahren? Wen fragen?

Oder hat sie sich mit dem Kranz nur entschuldigen wollen wegen der dummen Geschichte mit dem Platzregen? Ach, du lieber Gott, wer denkt denn noch daran! Wie kann ich wissen, warum sie mich nicht haben wollte! Vielleicht ein Vater, der böse ist, oder eine unfreundliche Dienstherrschaft, oder ein gestörtes Stelldichein mit dem

Bräutigam. Ja, so ist es wohl gewesen, irgend eine Liebesgeschichte hat sie wild gemacht. Danach sah sie aus. Oder — meinetwegen auch irgend eine Laune! Warum soll so ein Mädchen nicht auch ihre Launen haben!

Aber diese Laune mit dem Kranz war schön. Eine zarte Aufmerksamkeit, für die ich ihr gern danken möchte. Aber sie ist fast zu zart für Dank. Ich glaube, ich male sie so gut ich kann und schenke ihr das Bild. Das werde ich heute gleich mit ihr verabreden.

* * *

O Gott, was habe ich erfahren! Ist es denn möglich? Ist es denn auszudenken? Diese junge Frau in der Jacke, diese Jenny — ihren Zunamen weiß ich nicht — Jenny ist — — — Das Haus, in dem sie lebt, ist — — — Nein, ich kann es nicht hinschreiben, nicht hier für mich selbst in meinen Aufzeichnungen! Die Feder will nicht! Solchen Abscheulichkeiten gehorcht sie nicht, die nennt sie nicht. Man hört wohl einmal irgend so eine scheue Andeutung — daß es so etwas gibt, wie dieses Haus — daß es so etwas gibt, wie das, was Jenny ist — aber nahe kommen — daß es Einem so nahe kommen kann — nie denkt man daran. Ich habe es nie gedacht. O pfui!

Pfui! Pfui! Dies Haus hab' ich gemalt, viermal! Auf vier Skizzen hab' ich diesen Abschaum gemalt, mit Fleiß, mit Sorgfalt, mit Andacht hab' ich diese abscheulichen Mauern abgepinselt, die das Ekelhafteste einschließen! So dumm! So ahnungslos! So blind in dieser schmutzigen Welt wanderst Du herum, der Schmutz streift Deinen Saum, und Du spürst es nicht; Du setzest Dich hin und vertiefst Dich in die Widerwärtigkeit, und Du weißt nicht, was sie bedeutet! Ich habe Alles zerrissen, ich mag es nicht ansehen, es ist mir nur ein Denkmal meines Stumpfsinns! Ich finde auch nicht eine Linie mehr interessant daran! Nur schämen kann ich mich und Ekel empfinden, solchen Ekel, daß ich kaum essen kann.

Und dieses Mädchen, dies Wesen mit dem hübschen, veränderlichen Gesicht, mit den schmalen, schwarzen Augen, mit der häßlichen Stimme, die greuliche Schimpfworte sprach, dies Mädchen, das schamlos genug war, sich über mich lustig zu machen, meine Unwissenheit, meine tölpelhafte Blindheit auszunutzen, indem es sich so menschlich, so natürlich, ja so ganz wie andere Menschen gebärdete! Wie konnte ich denn wissen — — Sehen denn diese Geschöpfe aus wie andere Menschen? Sprechen wie wir? Geben die Hand wie wir? Sind Menschen wie wir! Entsetzlich!

Ich gehe hin, zuerst zu meiner Krügersfrau, sage ihr von dem Kranz — das heißt, ich sage nichts von dem Kranz, damit sie nicht etwa denkt, sie hätte auch einen schicken sollen — sage nur so, ich möchte ein Fräulein Jenny sprechen aus dem Nachbarhaus — dort wohnt sie. „Wo wohnt sie? Aber das ist ja" — — Ich faßte die Krügersfrau an die Hand, ich wäre fast umgefallen.

„Sie hat aber doch mit mir gesprochen! Hören Sie! Diese selbe!"

„So — oo? Was Sie sagen, Fräulein!" Und dann ein langer Seufzer. —

Den ganzen Rückweg habe ich geweint wie ein Kind.

Mir ekelt vor Allem!

* * *

Und dieser Kranz jetzt, der auf Vaters Grabe liegt! O die Schande. Der Kranz aus solcher Hand! Wie durfte sie es wagen, die Schamlose? Und sie wußte doch, wer ich bin. Und sie wußte, wer Vater gewesen ist. Muß ich nicht auf den Kirchhof fahren und den Kranz wegnehmen, zerreißen, der das Grab meines strengen, ehrbaren, ehrenwerthen Vaters besudelt?

* * *

Ich habe das gethan, was ich thun mußte. Ich bin heute auf den Kirchhof gefahren und habe den Kranz zerrissen. Er lag ziemlich oben auf, er war ganz grün und frisch — das graue Steindenkmal mit den braunen, welken Kränzen, und dazwischen dieser einzige grüne Fleck — das ergriff mich einen Augenblick — ich hätte das malen mögen. Aber dann habe ich mich besonnen, daß der ästhetische Standpunkt hier nicht angebracht war, und ich habe den Kranz weggenommen und die Blätter zerrupft. Das kleine Blatt Papier mit dem Namen „von Jenny" habe ich in Stückchen gerissen und den leeren Drahtreifen zuletzt auf den Composthaufen geworfen. Vaters Grab ist jetzt wieder rein.

Es ist mir doch merkwürdig schwer geworden. Ich kann eigentlich nichts zerstören, es ist für mich unnatürlich. Es kam mir vor wie ein Raub, den ich an Vaters Grab beging, obwohl ich genau wußte, daß dieser Schmuck eine Schande war und kein Schmuck. Was würde Vater empfunden haben, hätte er gewußt, daß einmal solch' ein Kranz auf seinem Grabe liegen würde! Ich sehe den Unwillen, den Abscheu ihm roth in die Stirn steigen! Ich war es ihm schuldig.

Zum Unglück kam der Todtengräber, als ich da ging und die Blätter aus dem Kranze riß. Er

rief etwas, kam hastig auf mich zu, dann — als er mich erkannte, zog er tief, wie immer, seine Mütze ab und ging vorüber. Ich war wie ein ertappter Dieb. Aber es mußte doch sein, ich konnte doch nach dem Schrecklichen, das ich erfahren, nicht anders handeln.

Der kindische Zettel „von Jenny" hat mich wirklich böse gemacht. Es liegt eine so beleidigende Vertraulichkeit darin, wenn man Alles weiß. So, als ob es Jemand sehr Bekanntes geschrieben hätte. „Von Jenny!" Das ist ja genug, die Empfängerin wird schon wissen, von wem, von welcher Jenny! Nein, das ist unerhört, die Frechheit, die in diesem Allen liegt. Ganz einfach! So wie ein Mensch zum anderen! Ohne Umstände, ohne Ceremonie, „von Jenny!" Nein, ich habe den kindischen Zettel mit Recht zerrissen und den leeren Reifen auf den Composthaufen gethan. Es lagen dort viele Reifen, und halb zerraufte Kränze, und braune Palmwedel und vertrocknete Bouquets. Es war ein stimmungsvoller Composthaufen, wie er nur auf einem Kirchhof zu finden sein kann. Dort mag er liegen.

* * *

Mit mir geht etwas Sonderbares vor. Ganz unheimlich ist es, denn ich verstehe es nicht.

Bei Tage merke ich nichts. Alles ist in Ordnung. Ich male, esse, lese, plaudere mit Bekannten, besehe Bilder, Kunstzeitschriften, kurz, ich bringe meine Zeit hin wie gewöhnlich. Wie seit Jahren.

Aber Nachts!

Ich lege mich hin, denke an meine Arbeiten, male noch in Gedanken mit geschlossenen Augen hier und dort weiter, schlafe bald ruhig ein . . . Und dann — fahre ich auf! Ich habe etwas gehört, laute, starke, klingende Worte:

„Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt."

Wer hat diese Worte gesprochen? Gelten sie mir? Wessen Stimme war es? Eine fremde Stimme, die ich nie gehört. Eine Stimme, die mir grenzenlos vertraut ist, die mich durch und durch erbeben macht, etwas wie die Stimme einer großen, tiefen, vollen Glocke. Was ist das? Was bedeutet das?

„Dein Sinn ist zu! Dein Herz ist todt!"

Und ich fühle mein Herz. Wie ein todter Stein so schwer liegt es in meiner Brust.

Am Tage schlug es zufrieden und gleichmüthig, und wenn ich etwas Schönes sah, schlug es sogar manchmal fröhlich. Oft auch, wenn ich mit Herbert lese. Aber bei Nacht liegt es in mir wie ein todter Stein.

„Dein Sinn ist zu. Dein Herz ist todt.“

Welche Bedeutung haben für mich diese abgerissenen Worte, die mir wie ein Weltgericht um die Ohren donnern? Bin ich gemeint? Ich empöre mich! Ich lasse mich nicht so schrecken. Mein Sinn ist nicht zu! Meine Sinne sind offen für alle Schönheit. Nicht nur für die harmonische Schönheit, nein, auch für die charakteristische. Tausend Freuden bringt mir mein Auge, dem meine Hand nur stümperhaft, dilettantenhaft nachtastet. Auch Musik kann ich empfinden und davon beglückt sein. Mein Sinn ist nicht zu!

Aber weil es immer Nachts kommt, wo kein Gegengewicht da ist, wo keine wachen Kräfte der Vernunft zur Abwehr bereit sind, darum ist die Wirkung so tief, so aufrüttelnd. Ich habe das nun schon drei Nächte nach einander erlebt. Mir scheint, als könnte ich nie mehr mich niederlegen, ohne nach kurzem Schlaf von diesen Worten geweckt zu werden. Die Stimme ist so groß, sie füllt das ganze Zimmer aus und hallt noch wieder von den Wänden. Ich wollte heute Nacht mein Mädchen wecken, um sie zu fragen, ob sie nichts gehört habe. Aber ich weiß, daß sie nichts gehört hat . . .

Bei Tage, besonders jetzt, wo ich dies schreibe, scheint es mir, als hätte ich diese Worte gedacht. Aber das scheint nur so. Ich habe gar keine Ur-

sache, sie zu denken. Ich denke, das Gegentheil sei wahr. Ich liege und schlafe ganz fest, und plötzlich sind diese Worte da.

Von mir kommen sie nicht! O nein!

Aber von wem kommen sie?

Wenn ich gläubig wäre, würde ich vielleicht sagen: von Gott. Aber ich glaube an keinen Gott. Ich lebe vollständig im Diesseits. Ich habe von frühester Kinderzeit nur im Diesseits gelebt.

Und kein Zusammenhang besteht zwischen diesen Worten und meinen Gedanken.

Woher dann kommen sie?

Ist in meiner Seele ein unbewußter Grund, ein dunkles, unbekanntes Meer, aus dem diese Worte wie irrende, verschlagene Vögel aufsteigen?

Ich bin mir selbst unheimlich. Ich weiß nichts von dem, was in mir ist. Ich bin für mich selbst ein dunkles Haus mit lichtlosen Fenstern, in dem seltsame, unverständliche Töne erklingen.

„Dein Sinn ist zu. Dein Herz ist todt."

Was soll das heißen?

Ich bin wohl zu viel allein, sitze zu viel, grüble zu viel. Es wäre besser, unter Menschen zu gehen. Aber wenn ich mir selber schon solch' ein dunkles Gehäuse bin, was können mir dann die Anderen sein? Heute war ich in Gesellschaft. Plötzlich lachte ich sehr: statt der Leute sah ich lauter fest

geschlossene Austern vor mir, eine Schüssel, nein, eine Stube voll . . .

* * *

Ich wollte arbeiten, um das zu vergessen, aber es ist stärker als die Arbeit, und meine Hand ist ohne Mark. Sie macht mechanisch elende Arbeit, denn die Gedanken sind anderswo.

Meine vielen Skizzen und Bilder sehen mich so höhnisch an, so schadenfroh flüstert Jedes: „Was bin ich? Rathe doch! Was stell' ich vor? Du meintest, ich wäre nur so ein Gewebe aus Flächen und Tönen, aus Linien und Stimmungen. Und Du gabst Dir Mühe, diese meine Flächen und Töne und Linien und Stimmungen zu reproduciren, und von dem Sinn, der sich darin verbarg, ahntest Du nichts, dachtest nicht an ihn! Wer bist denn Du selbst? Kein Mensch gewiß! Nur ein blödes, spielendes Kind, das an der bunten Oberfläche hängt. Ein Auge, mit zu schauen, aber mit zu schauen nur das Aeußerliche, das bist Du! Ein flacher Spiegel, und wie unvollkommen als Spiegel — das bist Du!" — —

Ich lege das fort! Ich werfe diese Sachen weg. Ich bin aus aller Ruhe heraus geschreckt. Ich kann nicht mehr malen. Was ist das?

* * *

Dieſes Mädchen! Dieſes ſchreckliche Geſchöpf, das mich belagert! Nicht nur in Gedanken, nein, auch in Wirklichkeit. Sie verfolgt mich, ſie hat das Aeußerſte, das Unerhörteſte gethan — ſie hat mich hier in meinem Hauſe aufgeſucht. Es war Alles nur ein kurzer Augenblick, aber was ſich daran ſchließt — — —

Die Leute ſind da, viele Bekannte, Damen und Herren. Wir trinken Thee und ſprechen. Es klingelt. Noch ein Gaſt wahrſcheinlich? . . .

Nein, mein Mädchen kommt und meldet flüſternd: „Eine Frau iſt draußen.“

„Die mich ſprechen will?“

„Die Fräulein ſprechen muß, ſagt ſie.“

„Wie ſieht ſie aus?“

„So in ein Tuch gewickelt, ich habe ſie nicht weiter angeſehen.“

„Hat ſie keinen Namen geſagt?“

„Nein.“

„So gehen und fragen Sie.“

Nach einem Augenblick iſt das Mädchen wieder bei mir.

„Die Frau heißt Jenny,“ ſagt ſie. „Fräulein wüßten wohl noch.“

„Ich weiß nichts. Ich kenne ſie nicht. Sagen Sie ihr . . .“

„Daß ſie ein ander Mal wiederkommen ſoll?“

„Nein," sagte ich kurz, „sagen Sie ihr nur, ich könnte Sie nicht sehen."

„Sie sagt, sie käme aus dem Krankenhause," flüsterte mein Mädchen.

Sogar das Mädchen reizte mich. „Stören Sie mich nicht länger, Sie wissen doch, daß ich Gäste habe," sagte ich, ungeduldiger, als ich je mit meinem Mädchen gesprochen. Eine merkwürdige Empörung überkam mich, daß ich hier, in meinem eigenen Hause, nicht mehr sicher sein sollte vor solchen Zudringlichkeiten.

Durch das Klappern der Theetassen und das Plaudern meiner Gäste hindurch hörte ich draußen auf dem Vorplatz sprechen. Es war dicht hinter der Thür, an der ich zufällig saß. Ich verstand nicht, was Professor Stilling mich fragte, denn ich horchte auf die häßliche geborstene Stimme. Als sich die Thür, die schwere eichene Hausthür, dann hörbar aufthat, athmete ich auf. Sie fiel dumpf ächzend ins Schloß, das hieß doch, daß sie fort sei.

Aber die Leute hatten bemerkt, daß etwas Unangenehmes geschehen war, und es entstand eine Stille, ein Blicken — ich fühlte mich wie im Gefängniß. Herbert fragte mich, was mir sei, ich komme ihm zerstreut vor und sähe sonderbar aus, sagte er. Es ward mir schwer, zu lachen und zu fragen: „Wie denn sonderbar?" — „Ach, so als ob

Du uns Alle wegwünschtest." Ich sagte nicht nein, ich konnte einem so alten Freunde gegenüber nicht lügen.

Er sah mich aufmerksam an und fragte in seinem guten treuherzigen Ton, ob er mir in irgend Etwas dienen könne. Es war sehr peinlich. Der Gedanke, daß es Jenny war, nach der er fragte, die Möglichkeit, daß er ahnen könnte, was mich so beschäftigte, verwirrte mich vollends.

„Es ist wirklich nichts," sagte ich und stand auf, denn die Leute fingen an, sich zu verabschieden. Ich war ganz erleichtert, als sie fort waren.

Aber dann kam Herbert noch einmal zurück und setzte sich auf seinen alten Platz in den Lehnstuhl. Er sprach nichts Besonderes, fast nur von Geschäften, von Vaters Verhältnissen, von der Verwaltung meines Vermögens. Ich konnte nicht zuhören, und er merkte es bald.

„Du sollst Dich auch dafür interessiren," sagte er, „das ist Deine Pflicht." Endlich ging er doch. Er legte den Kopf auf die Seite, wie das so seine Art ist, und fragte: „Hab' ich Dich ordentlich gelangweilt, Almut?"

„O, es geht, ja," sagte ich.

„Na, Gottlob, das wollte ich," sagte er schelmisch, „darauf wirst Du gut schlafen."

„Was hast Du mir denn Alles angesehen?" fuhr ich heraus, denn mir war dies ganze Beob-

achten unbequem. Da meinte er, ich sähe nicht gut aus, übernächtig, schon seit Vaters Tode; er riethe mir, Etwas zu unternehmen, eine Luftveränderung, eine Italienreise. „Geh' ein bißchen nach Capri und leg' Dich an die Sonne, und sieh Dich gesund an dem, was schön ist. Du hast ja die Augen dafür," sagte Herbert.

Ich bin langsam wieder hineingegangen und habe mich still hingesetzt. Mein guter Herbert versteht mich nicht, aber wie sollte er auch, da ich mich selber nicht verstehe! Einen Augenblick glüht es vor mir wie eine Sonne, und ich rufe mit Entzücken: „Italien! Capri!" Und noch während ich diese Worte sehe, verblassen sie mir zu leeren Silben ohne Bedeutung, und ich zucke die Achseln über mich selbst.

Herbert ist wie mein Ich von gestern; wenn er spricht, so höre ich das Echo meiner eigenen Stimme. „Geh' nach Italien! Nach Capri!" Aber ich habe mein Ich von gestern verloren, und mein Ich von heute — wo ist es? Wo bin ich? Kein Boden ist unter meinen Füßen.

Nein, es ist nichts mit Herbert, so wenig wie mit Italien. Selbst die ältesten Freunde haben sich überlebt in meiner verwirrten Seele.

* * *

Was wollte sie von mir? Warum brachte sie mich in diese Lage? Sie mußte sich doch denken, daß — — —. Und dabei ist es so unnatürlich für mich, Jemanden von meiner Thür zu weisen. Wäre sie zu mir gekommen, einfach eine Arme, — ich hätte ihr mitgetheilt. Wäre sie zu mir gekommen, eine Kranke, ich hätte sie nicht ohne Unterstützung gelassen. Aber wenn die Schande klopft?

Großer Gott! Plötzlich durchzuckt es mich: Als ich das noch nicht wußte, ihr Leben und so weiter, da war sie für mich wie ein anderer Mensch. Wer sind denn nun die Menschen meiner Gesellschaft? Was schließen diese glatten Austerschalen ein? — Und wer bin ich selbst?

* * *

Ich versuche nicht mehr zu malen; alle Freude daran ist mir verdorben. Ein Bild und noch ein Bild! Eine Skizze und noch eine Skizze! Nun, und was dann? Wozu das Alles? Die Außenseite! Nur immer die Außenseite! Ist das ein Leben? Heißt das leben wie ein Mensch? Ein Aufgehen in den Augen und innen ein Grab? Hier liege ich und schmachte nach einer Seele, nach meiner eigenen Seele! Aber kann einem Menschen ein Herz wachsen über Nacht? Kann ein Mensch, der lebte, nur in den Sinnen, jetzt auf einmal mit

der Seele leben? Heißt das nicht Wunder erwarten? Heißt das nicht Wunder verlangen? Und verlangen von wem?

* * *

Ja, die großen Künstler, die wirklichen Schöpfer, das ist etwas Anderes. Die geben stets sich selbst, ihr heißes, zitterndes Herz, und es zittert dem Anschauenden entgegen und überschauert ihn mit seiner heiligen blühenden Gluth! Die wirklichen Schöpfer! Aber Ameisen wie ich? Gewissenhafte Copisten der Außenseite, Abschreiber des Sinnfälligen allein — wie ich? Was sind wir?

Mein Kopf ist schwer von Gedanken. Ich habe jetzt mehr Gedanken in einem Tage, als früher in einem Jahre.

Ich gebe Alles an Herbert. All' meine Skizzen und Bilder. Ich wollte sie vernichten, denn ihr Anblick quält mich. Wie konnte ich in diesem Ameisentreiben so glücklich sein? Beschämend unbegreiflich. Ich wollte sie vernichten, aber ich weiß, Herbert würde darunter leiden, weil er mich jetzt nicht verstehen kann. Es wäre so, als vernichtete ich damit die Jugendzeit, die uns so nahe verband. Ich will ihn nicht betrüben, Niemanden will ich betrüben.

* * *

Das ist etwas Entsetzliches, das ist eine furchtbare Nacht gewesen! Ich wachte davon auf, daß ich weinte. Ich hörte meine eigene schluchzende Stimme und glaubte, es sei Jemand anders. Ich glaubte, es sei Jenny! Es war wie ein scharfer Stich, der mir ins Herz fuhr. Und auf einmal waren hundertstimmige Rufe um mich herum, alle klagend, drohend, ächzend.

„Ich kam an Deine Thür!

„Ich kam an Deine Thür, und Du und Du hast nicht aufgethan!

„Ich kam aus dem Krankenhause, und Du hast mich nicht beklagt! Ich streckte meine Hand aus, und Du wolltest Dich nicht beschmutzen! Ich war arm und gab Dir von meiner Armuth, und Du hast den Kranz zerrissen und mir nicht gedankt. Dein Sinn ist zu! Dein Herz ist todt! todt! todt!"

„Du hast etwas verloren, Du hast etwas versäumt!

„Du konntest einem freundlosen Menschen ein Mensch sein, und Du zogst Deine Hand an Dich.

„Du hattest Furcht um Deine weiße Haut.

„Ein Vertrauen erschloß sich Dir, und Du hast es getäuscht.

„Eine Hand klopfte an Dein Herz, und Dein Herz war todt!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Ich kannte Dich besser, als Du selbst Dich kanntest.

„Ich erkannte Dich.

„Ich sah in Dir einen Menschen, als Du noch wie ein Kind tändeltest. Ich erblickte auf Deinem Gesichte etwas, das mir zuflüsterte: Hier schläft eine Seele!

„Als ich vernahm, daß Du im Leid seiest, da fühlte ich mit Dir, menschlich, schwesterlich, und ich wollte Dir das sagen. Und ich kaufte einen grünen Kranz für Deinen blassen Todten und brachte ihn Dir.

„Es war mir schwer, mich fortzustehlen. Es war mir schwer, den Kranz zu kaufen. Denn Verachtung und Zudringlichkeit wartet auf mich in jedem Gesicht, auf allen Straßen. Es war mir schwer, mit meinen ungewohnten Fingern heimlich auf das Zettelchen zu schreiben: ‚Von Jenny!'

„Und Du zerrissest den Kranz, Blatt um Blatt. In Zorn und Verachtung zerrissest Du den Kranz, weil Du nicht mich selbst zerreißen konntest.

„Du hassest mich, weil ich Dich getäuscht habe. Aber sage mir: hast nicht auch Du mich getäuscht?"

Ich lag und mußte das Alles ertragen, die ganze lange Nacht.

Meine Finger schmerzten; sie, die zum Aufbauen, zum Erhalten geschaffen sind und die das Ruchloseste gethan, die zerrissen und zerstört haben.

Mir brannten meine Lippen, diese Lippen, die geschaffen sind, gute Worte, bewillkommnende Worte zu sprechen, und die gesprochen haben: „Ich will sie nicht sehen! Schickt sie weg!“ Mir schwindelte mein Kopf, dieser Kopf, der sich so klug gedäucht und so zornig selbst überhoben hat. Warum erwachte gerade ihr gegenüber mein mir selbst verborgener Hochmuth?

Was hat sie verschuldet, um meinen Hochmuth herauszufordern? Was hat sie mir gethan?

Beladen mit der allgemeinen Verachtung kam sie zu mir, um ihre Last zu erleichtern; ich habe sie fortgestoßen.

Ich bin viel unglücklicher als sie.

* * *

Sie kam an meine Thür . . . Sie kam aus dem Krankenhause. Ich bin bei der Nachbarin gewesen und habe nach ihr gefragt. Niemand weiß etwas von ihr. Sie ist in jenes Haus nicht zurückgekehrt. Sie ist eine Unheilbarkranke. Sie glaubte, ich wäre ein Mensch und ich — ich war

kein Mensch! Ich war eine Puppe in einer Theegesellschaft und verdummt in Aesthetik.

* * *

Ich habe keine Ruhe mehr.

Ich muß sie finden.

Vor meinen Ohren klingt nur ein Ruf: „Suche sie!“

Alles ist anders als vorher. Die Welt hat für mich ein neues Gesicht. Ich sehe ein ungeheures undurchdringliches Gewebe von menschlichen Beziehungen, und ich fühle mich hineingerissen durch eine unbekannte Gewalt. Aber es ist eine gute Gewalt.

Ich muß sie finden, ich muß sie um Verzeihung bitten, ich muß ihr danken, ich muß ihr beistehen. Ach, wenn ich sie nicht finde, kann ich nie wieder ruhig sein. Aber ich werde sie finden, und ich werde Andere finden, während ich die Eine suche. Vor mir schwebt immer noch ein dünner, dünner Vorhang, den ich wegziehen muß, aber dann — nachher werde ich meinen Weg sehen.

Weit weg wird er mich führen von meinem früheren Wege.

Ich muß sie suchen, und ich werde sie finden, denn ich liebe sie jetzt. Ich liebe diese arme Ausgestoßene, die mich besser kannte als ich mich selbst.

Ich liebe dieſe Schutzloſe, die mich ſchützen wollte, und die mir deshalb das Haus verbot, das Haus, deſſen Bedeutung ich nicht kannte . . .

Ich verſtehe Alles. Ich begreife Alles. Wenn ſie hülflos ſtirbt, ſo bin ich ſchuld!

Zufall! Schickſal! Sei mir gnädig.

Laß mich gutmachen!

Laß mich ſie finden!

Der verdorrte Quell.

Die Leute vom Dorf hießen ihn nur „Sime Ungern“ oder schlechtweg „de U'gernig“, wenn er auf seinen dürren Stelzen zögernd und spürend über die Gasse haspelte. Seinen Namen „'s Close Sime“, auf den er doch als 's Close Ludwigs ehelicher Sohn vollen Anspruch hatte, gab ihm hinterm Rücken höchstens die Rosin, die einäugige Schwätzerin mit der Kunkel, die beim Eintritt in die Stuben die Kinder stets mit dem Anruf begrüßte: „Ui, du mein Heiland, ihr Malefizracker! freßt ihr allbot soviel als ehedem?“ Sie hieß „die Ungönnt“, die Rosin, und der Ungernig und die Ungönnt konnten es gut miteinander. Es war ein schöner Wetteifer unter ihnen, wer in seinem Leben mehr Händel zuwege gebracht habe, die Ungönnt aus Schelsucht und Geiz, sogar für anderer Leute Taschen; der Ungernig aus — ja, die Beweggründe seines Handelns waren recht eigentlich dunkel und unergründlich und weder der Höchste noch der Geringste vor ihnen sicher. So ging ihm denn alles geschwind aus dem Weg, und der Bürgermeister am liebsten; — hatte der's doch

dem Ungernig zu danken, daß ihm die Ledigen einer Mitternacht auf verbotenen Wegen heimlich nachgetrappt, plötzlich dann ihn gejagt und den Wehrlosen ins Gemeindebackhaus eingesperrt, um ihn erst am hellichten Mittag unterm Jubel und Gespött des ganzen Dorfes wieder herauszulassen! Das war sein Haupt- und Staatsstreich, von dem der Ungernig nur allzu gern reden hörte. Aber auch der Lehrer machte einen Kopf und einen recht dicken, wenn er des Polizeiblicks aus Simes kleinen gelben Augen gewahr wurde. Hatte ihm doch der gewaltthätige Bauer schon etlichemal die einbehaltenen Abcschützen widerrechtlich aus der Schulstube befreit, über die Feuerleiter, die er ans Fenster angelegt, und nicht etwa nur seine eigenen Kinder, sondern auch fremde, die ihm durch ihr Hungerweinen im kahlen Verließ die Ohren belästigt hatten.

Sollte nun aber jemand aus diesen Thaten auf eine ungewöhnliche Herzensweichheit schließen, so brauchte er nur Simons Frau und Kinder zu befragen — ja, er brauchte etwa nur zuzuschauen, wann der Ungernig in seinem Baumgut die Aepfel schüttelte. Die Buben und Mädchen mußten darunterstehen und aufleſen, und je mehr sie au! au! schrien, wenn ihnen die harten grünen Bälle auf die Köpfe prasselten, um so gerner und lauter lachte der Bauer. Wenn ihm aber des Winterabends

eins der Kinder unversehens auf die lang von sich gestreckten Füße trat, da lachte er nicht, da schlug er derb zu, und manchmal traf er zwei für einen Schuldigen, nicht eingerechnet die Strafpredigt, die er bei solchem Anlaß seinem Weibe hielt, wegen mangelnden Respekts bei den Kindern. Und diesen schuldigen Respekt verletzte nach seiner Meinung keine im Haus so oft wie die Aelteste, das freundliche muthwillige Bärbele, das mit seinen Flachshaaren und hellen Augen merkwürdig von den drei nachgeborenen Geschwistern, scheuen, hinterhältigen, kümmerlichen Geschöpfen, abstach. Es schien, als ob seine Fröhlichkeit den Vater reize, denn wenig anderes gab es an dem Bärbele auszusetzen nach der Meinung der Mutter und der Nachbarn. Es war willig und schaffig, klagte beim Schneiden nicht übers Kreuzweh, beim Mistbreiten nicht übers fehlende Achselschmalz, ja es ließ sich vom Vater zum tagelangen Steinklauben pressen und that keinen Muck, wenn ihm die scharfen Kiesel die Handflächen blutig schnitten. Und wie oft hat es Streiche — mit verbissenen Lippen zwar, aber ohne Widerwort, ja ohne Schrei — hingenommen, mochten sie nun gerecht oder ungerecht von des Vaters Hand fallen. Aber er lobte es nie, nannte es kurz und hart „d' Bärb'", schon seit ihrem siebenten Jahr, und wenn ihn etwa sein Weib einmal daran

zu erinnern wagte, wie arg lieb, ja fast närrisch er mit dem feinen Dingle gewesen, als es nur erst die zagenden Füßchen zum ersten Schritte angesetzt, wie er's da gehoben und getragen, so warf er das weit fort und antwortete achselzuckend: „Mer seggt net immer Mulle, mer seggt auch Kutz!“*) Und „Kutz!“ hieß es beim Ungernig nun allen Menschen gegenüber und so auch den Kindern, sobald sie das erste Jahr der Hülflosigkeit hinter sich hatten.

„Jo, Mulle! Du, und Mulle säge! Wenn dei Quell e läbedigs Wäse wär und rede kunnt, dem wottscht 'leicht Mulle säge,“ murrte die Frau. Dann lachte der Bauer bereitwillig: „Reacht hascht, seb isch wohr, Kinder hätt's in jedem Hüsle, Häufe g'nueg, im Dorf umme, aber d' Quell isch ei'zig. Mer müesset 's Wasser net zahle, wie ander Leut, mer hänt e Quelle! Mit dere Quelle han i emol 's Glück g'wunne; seb isch eppes bessers als die Schtopfsäck', wo eim zum Haus 'naus fresset.“

Wahr ist's, seit Simon Close die Quelle aufgefunden, ganz zufällig und in seinem eigenen Keller, als er einen Verschlag für die Hühner richtete, hielt er sich für bevorzugt und begönnert vor der ganzen Gemeinde und dies klare edle Naß aus Bergesschoß, das einzig ihm nur hell und

*) Mulle: Lockwort, Kutz: Scheuchwort für die Katze.

kostenlos emporquoll, für ein Extrageschenk des Himmels, dessen er sich durch seine seltenen und vortrefflichen Eigenschaften würdig erwiesen. War doch die Alp so wasserarm mit ihren steinigen Hochflächen, daß man in manchem Dorf und auch in Simes Heimath auf Cisternen angewiesen war, die unter den Dachtraufen sammelten, was Gewitter oder Landregen ihnen gönnen wollte; es schmeckte nach dem Schindeldach, dieses Wasser, und oft im Winter ging es ganz aus, und kläglich brüllte das Vieh, bis wieder ein reichlicher Schneefall der Noth ein Ende machte. Und welcher Schrecken, wenn zu dürrer Sommerzeit auch nur eine baufällige Scheuer in Brand gerieth! Mit Bier und Buttermilch hatte man schon löschen müssen, ehe die weit entfernten Nachbardörfer ihre Hülfe hatten schicken können. Da war's wirklich wie ein Wunder, diese plötzlich hervorsprudelnde Quelle in Simes Keller, und anfangs, in dem Stolz und der Freude seines Herzens, hatte der Finder großmüthig auch der Nachbarn gedacht und das ganze Dorf glücklich machen wollen. Wäre nur nicht kurz zuvor der Plan aufgetaucht, sich der Wasserleitung anzuschließen, die seit den letzten Jahren ihr Netz über die Alp auszubreiten begann. Ehrgeiz und Habsucht packten den Sime. Er begann zu prahlen von dem unerschöpflichen Wasserreichthum seiner

Quelle, und daß es nur an ihm liege, den kostspieligen Anschluß an die Leitung zu ersparen. Wie aber endlich Sachverständige gerufen wurden und den Einlaß erzwangen zu dem bis anhin argwöhnisch im verschlossenen Keller gehaltenen Schatz, was zeigte sich? Ein feines, fadendünnes Strählchen, rein zwar und tadellos nach Geruch und Geschmack, kalt und klar, eine echte Quelle, aber doch viel zu geringfügig, viel zu unmächtig, um mehr als eine Haushaltung zu versorgen. Mit langem Gesicht vernahm Sime die Nachricht des weiteren, daß die Quelle zu den nur zeitenweis fließenden gehöre, daß sie vielleicht bald völlig versiegen werde. Er glaubte es nicht; er glaubte sich und seinen Fund aus Neid und Bosheit hintangesetzt, verlacht und verachtet. Das machte ihn bittermüthig und aufsässig. Die Gemeinde begann einen Proceß gegen ihn, denn er verweigerte das Wassergeld, als die Leitung zu Stande kam. Das Recht blieb auf seiner Seite, aber seine Stellung zur Gemeinde war verpfuscht. Er rächte sich, indem er allen ein Schnippchen schlug; die Quelle war und blieb dennoch das theuerste seiner Besitzthümer; er rühmte sie nach wie vor, verzog verächtlich den Mund vor dem Leitungswasser, und sein Weib gewöhnte sich, ihm vom Gesicht abzulesen, ob das Strählchen im Keller ununterbrochen oder nur tropfenweis fließe.

Sie ſagte den Kindern nicht: „Der Vatter iſcht bös“, ſie ſagte nur: „'s ſchtoaht lätz im Keller“, und alle wußten dann, woran ſie waren. Wie ein kränkliches Kind, über das man in Sorgen iſt, Tag und Nacht, war dem Bauer die Quelle. So war er der Sime Ungernig geworden; ſo war ein Wundergeſchenk ihm zum Unheil gediehen; ſo war er ein Fremder, fühlte als Fremder gegen ſeine Kinder. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie pariren, ſchaffen und Maul halten ſollten, die Buben als Knechte, die Mädchen als Mägde, ohne Lohn und Dank, ganz wie er's daheim gehabt, bis ſeine Eltern geſtorben waren.

Und inzwiſchen ging die Welt ihren Gang, und unmerklich faſt, wie die Frühlingsluft, kam auch in die verſteckteſten Dörfer ein anderer Hauch gefloſſen, ein weckender, zum Widerſtand reizender, rechtefordernder Hauch, der an den Alten vorbeifuhr, um aufgeſogen zu werden von allem, was jung war, und eine neue Ordnung der Dinge langſam, aber unaufhaltſam vorzubereiten.

Bärbele war fünfzehn Jahre alt und nun eingeſegnet worden. Die Kommunion war vorüber; vorüber der letzte Spaziergang mit dem Lehrer durch die noch kahlen, eben knoſpenden Halden, über die ein warmer Märztag ſeinen Dunſtſchimmer wob, der letzte freie Freudentag für die entlaſſenen Schüler.

Mit aufgeregten rothen Backen und eifrigen Augen, an der neuen schwarzen Tuchjacke, — dem Geschenk der Pathin, — einen Schneeglöckchenstrauß, kam das Bärbele in die Stube geplatzt und rannte geradeswegs an die Tischlade, die sie geräuschvoll aufzog.

„Bischt g'nueg umlotteret?“ grollte ihr der Gruß aus dem Ofeneck entgegen. Dort saß der Vater, allein, den Kopf gesenkt. Bärbele achtete nicht auf sein grämliches Gesicht, sie ließ die Lade hart zurückfahren und verzog den Mund: „Koi Brot! koi Bröfele im Hus, und i han e sottige brütige Hunger,“ brummte sie. „Hungrig vom Wirthshus usse?“ hieß die höhnische Antwort; aber Bärbele kränkte sich nicht: „Die andere sind ei'kehrt, mir hescht negs gebe, Vatter, koi lumpete Pfennig,“ sagte sie halb lachend, „aber jetzet — i könnt de Hairle zusamt der Kutten fressen, ui wäger!“ Wie sie zur Thür hinaus wollte, erblickte sie auf dem Wandsims ein Gänseei, ein schönes ganzes Ei, das sich noch ein wenig warm anfühlte. Der Bauer hob den Kopf, wie sie es anrührte; seine Augen wurden unruhig, aber er wartete. Bärbele that das Ei von einer Hand in die andere: „Wem isch es?“ murmelte sie und leckte sich vor Gelüsten die frischen Lippen. Sie fragte und wußte doch ganz gut, daß es dem Vater gehörte.

Die „Ungönnt," o Wunder! gönnte dem Simon jeden Charfreitag dieſes Geſchenk, doch bedurfte es jedesmal langer Ueberredungen von ſeiner Frau, um den Ungernigen zum Verſpeiſen des Eies zu bringen. Es gehörte zu ſeiner Hausherrnwürde, ſich zum Eſſen nöthigen zu laſſen. „Wem iſch es?" wiederholte das Mädchen. „Niemert iſch es, un 's wott au niemert, du wunderfizigs!" Des Vaters Augen waren feſt geſchloſſen, aber eine verſteckte Drohung lag in ſeiner Stimme. Ein kecker Uebermuth überfiel das Mädchen. „No nimm i's!" rief ſie und zerkrachte die Eierſchale an der Simsecke, um ſich dann eilig hinauszuretten. Aber mit einem Griff ſeiner langen Arme hatte der Mann ſie erreicht und zu Boden geworfen. Eine ſprachloſe verwunderungsvolle Wuth ſtand in ſeinem verzerrten Geſicht. Er kam ſich beſchimpft, verſpottet, verachtet vor, und das von ſeinem eigenen Fleiſch und Blut. „Vatter! Vatter!" ſtöhnte das Mädchen, „i han 's net bös g'moint!" Als er aber nach dem neugeſchnitzten Bohnenſtickel langte und damit auf ſie losſchlug, ohne Rückſicht, ob er ſie auf den Kopf, ins Geſicht traf, fing ſie an zu weinen wie ein kleines Kind, bis es ihr endlich, während ſie ſich vergebens zu ſchützen verſuchte, in die Finger kam, nach dem Stockende zu greifen, um es dem Wüthenden zu entwinden. Er ſtutzte

bei ihrer ersten Bewegung, blickte verstört um sich — da hatte ihm das Bärbele den Stickel zerbrochen und hob das Stück vom Boden empor gegen ihn, nicht abwehrend mehr, sondern drohend, außer sich, verwandelt: „Du bischt mei Vatter net, du bischt 'n Unmensch!“ schrie sie mit zuckenden Lippen.

Der Bauer starrte sie an, als sähe er ein Gespenst. Seine Farbe ward fahl, sein Rücken krümmte sich, die zum Schlagen bewehrte Hand sank ihm kraftlos an der Seite nieder; vor der heftig Emporspringenden, die ihre besudelte Jacke vom Leibe riß und mitten in die Stube schleuderte, wich er langsam gegen die Wand zurück; — er schielte nach der Tochter, die groß und stark und blühend ihm plötzlich viel viel Raum einzunehmen schien, mehr Raum, als je ihre Mutter eingenommen, und er konnte sich nicht entschließen, nach einem neuen Stock zu langen. Sie ließ ihm auch nicht Zeit dazu; sie verschwand in der Kammer, und als die Mutter heimkam vom Backhaus, sie und Bäberles kleinere Schwester mit frischduftenden Laiben beladen, fand sie den Sime mit einem nassen Strohwisch den Stubenboden reibend, den eine fremde Katz verunziert habe, wie er mürrisch und verbissen hervorstieß. „Isch 's Bärb' no net heimkomme?“ fragte die Frau. „Weiß es i?“ kam

es zurück. Sie bereute schon, ihn angeredet zu haben, es stand seit einigen Tagen „arg lätz im Keller", und solch' üblen Zeiten mußte man mit Vorsicht begegnen, sonst gab's Lärm im Haus.

Zitternd an allen Gliedern, Scham und Zorn im Herzen kauerte die Geschlagene in der Kammer. War's die Ungönnt, was da zum Fenster hereinschaute und lachte? Die fehlte noch grad! Bärbele ballte die Fäuste, sie war im Zorn gegen die ganze Welt. Und dazu hörte sie des Pfarrers Stimme rufen: „O Mädle, was hast du gethan? Hast deine Hand gegen deinen Vater erhoben! Solch eine Hand wächst aus dem Grabe, weißt 's denn nicht?" Sie schüttelte heftig den Kopf: „Desch koi Vatter net, desch 'n U'mensch! Könnt i als furt vun em, als furt!"

Draußen lachte es wieder. Bärbele wandte unruhig die verschwollenen Augen gegen die Scheibe. Nein, es war nicht die Rosine, die „Schwenkfeldere" war's, das mausäugige braune Weiblein, das jeweilen mit frommen Liedern und erbaulichen Heftchen durchs Dorf strich, für ein Nachtlager im Stroh und ein leeres Brot zierliche Kratzfüße machte und fünfzigmal „vergelt's Gott!" rief, dazu bereitwillig seine Waare verschenkte, nicht verkaufte, wie andere Hausirer. Ein lachender Kinderschwarm verfolgte sie stets, denn ihre mit rothen Bändern durch-

flochtenen Zöpfe, die großen Ringe in den Ohren und die allzeit flüssigen Worte auf ihren Lippen machten sie zu einer auffälligen Erscheinung. Bärbele hatte wenig mit ihr geredet; sie war in dem Alter, wo man alles Fremdartige nur lächerlich findet, und sogar jetzt, in ihrer Verstörung, mußte sie die Lippen verziehen, wie sie die Alte vor dem Fenster mit heller Stimme singen hörte:

„Ui, hätt i 'n Schatz und e bitzele Geld!
Alleinig isch jo kei' Freud auf der Welt!"

„Jo, jo, du alt Hagebutz, di hört e Schatz," murmelte sie spöttisch, aber beim Lachen kamen ihr neue Thränen, und sie that einen lauten widerwilligen Schluchzer aus gepreßter Kehle. Das Lied brach ab; neugierig blickten die Mausaugen herein, und das rothbebänderte Köpfchen mit den großen Ringen stieß fast gegen die kleine Scheibe. Sie winkte mit einem der Büchlein und sang:

„Du mei schönes Mädchen,
Was briegest du so sehr?
Ich will dein Leid ablöschen
Wie einen heißen Stahl!
Briege net, briege net,
Schö's Mägdelein!"

Bärbele mußte lachen, denn gleichzeitig hörte sie ihre Mutter im Stall schmälen: „Bärb', wo bischt? worum heschst d' Säu net futteret?" Und dann des Vaters Schelten: „Weil's selber e faule

Sau iſcht!" Aber gar bitter ward's ihr, als nun auch die Mutter noch hinzufügte: „Wenn i's no gar nemme g'ſeah mueßt! Wart, wann d' heimkommſcht!" Einen Augenblick noch beſann ſie ſich, wo ihre Kleider wären, die Alltagskleider, aber ſie hielt ſich nicht auf, ſie zu ſuchen. Ehe ſie ſelber recht wußte, wie ſie dahin gelangt, ſtand ſie auf dem dämmerigen Hintergäßchen, auf die das Kammerfenſter führte, ſtieß es vorſichtig hinter ſich zu und ſprang mit ein paar Schritten der Alten nach, die auf einem ſchmalen Feldwege, der Dunkelheit ungeachtet, wie es ſchien, der Landſtraße zuſtrebte. Die „Schwenkfeldere" ſchien hinter ſich ſehen zu können; ſie ging langſamer, und Bärbele war bald an ihrer Seite. Vertraulich nickte ihr das braune Weibchen zu: „Willſcht eppe 'n andere Schatz, wann der dein u'treu worde iſcht?" „I han koi Schatz und i wott koi! i ben no viel z' jung, was denkſcht au!" Bärbele ſprach aufgeregt, ihr Herz klopfte. Die Alte ließ einen ungläubigen Ton hören. „Wenn du koi Schatz verlore heſcht, worum heſcht brieget, nachher?" ſagte ſie lachend; ihre ſpitzen Zähne ſchimmerten hell und lückenlos aus dem dunklen Geſicht. Das Mädchen ſeufzte nur. „Wo gahſcht he, Schwenkfeldere?" „Gegen Leininge zue, Maräu[1]) werd i g'ſcholte; ich war auch einmal in London,

[1]) Marie.

das iſcht eine große Stadt, wo es Millionen Häuſer hat; ich war auch in Paris, dort iſcht mei lieber Sohn, hot mir dreihundert Franke gebe; den habe ich verkauft, als ich war ſechzehn Jahre alt, ja ja ja ja!" Bärbele ward es unheimlich bei dem verworrenen Gerede, ſie ging unſchlüſſig mit, unſicher in der zunehmenden Dunkelheit; die Alte ſtieß an keinen Stein, ihre Schritte waren leicht. „Schwenkfeldere, i möcht furt; i ka' ſchaffe, und — und — wenn du epper e Stell wiſſe thäteſcht?" ſagte das Mädchen, allen Muth zuſammennehmend. Die Maräu blieb ſtehen: „Tröſcht di Gott, jo! bi'm Krauß am hintere Bühel iſcht d' Magd ins Loch komme —". Bärbele wehrte ab, aber zaghaft: „I möcht in d' Stadt; i trau mi net, weil i z' dumm ben, aber i möcht mi doch traue." „In d' Stadt! Ha, worum net?" Sie betrachtete ſie prüfend. „Heſcht koi Bündele? Kehr um und bring's! i will der ſcho warte." „Und wenn er mi packt?" murmelte Bärbele. Aber die Zureden der Alten, daß ſie doch nicht „ohne ein Hemd" eine Stelle antreten könne, beirrten ſie. Und ein ſtarker Trotz war auch in ihr aufgewacht ſeit der unmenſchlichen Behandlung; ſie wollte gar nicht heimlich davon, ſie wünſchte ſich's, auf der Schwelle zu ſtehen, ihr Bündel im Arm, und dem Vater zuzuſchreien: „So, jetzet iſch 's gar! jetz g'ſeahſch mi nemme, i

gang in d' Stadt!" Wußte sie doch, daß der Vater die Städter insgesammt für Schelme und Faulenzer hielt, und daß er sich mordsmäßig ärgern würde. „Aber wenn er mi packt?" Ihr bebten doch die Knie, wie sie leise an ihr Elternhaus zurückschlich. Es war ganz finster drinnen, man schien sie nicht vermißt zu haben, das gab ihr einen Stich ins Herz. Ach, was der Pfarrer alles gesprochen im Konfirmationsunterricht von der unerschöpflichen nachsichtigen Elternliebe und Sorge — es war ja doch alles nicht wahr. Seit sie jene Unterweisung genossen, hatte sie Vater und Mutter schärfer betrachtet, hatte ihre Worte gewogen und beurtheilt. Nicht klar, aber doch mit dem eigenen erwachenden Gefühl und Bedürfniß. Ums Brot sorgten sie, den ganzen Tag; ums Vieh konnte die Mutter sogar weinen, wenn es krank wurde; um die Quelle hatte der Vater bald ein langes, bald ein aufgeräumtes Gesicht — das letztere immer seltener jetzt — aber um die Kinder? „De Zimmerjörgle sei Weib ischt wieder so weit, aber se hänt au Glück, es schtirbt au wieder emol ei's," hatte neulich die Ungönnt gesagt, und der Vater hatte dazu mit seinem säuerlichen Lachen genickt: „Jo, jo, so goht's bei dene Wohlhäbige! Eusereins mueß die Freßmüeler b'halte und ufziege, ob er mag oder net."

Bärbele zog die Schuhe ab und schlich ins Haus; niemand im Dorf versperrte seine Thür über Nacht. Ach, wie's im Geißenstall noch murrte und schmatzte! Das war das Kleine, erst vor wenig Tagen Geborene. Das Mädchen schob eine Handvoll Futter, das vor ihrem Verschlage lag, durch die Sparren der Alten zu, die schnuppernd und witternd das bärtige Gesicht ans Gitter brachte. „B'hüet Gott, i g'seah di nemme," und Bärbele liebkoste das winzige Köpfchen des Kleinen, der Abschied von dem Thierchen ward ihm schwer. Nun über die Treppe nach dem Winkel, wo die Kleiderlade stand. Die Stufen knackten, und wie sie droben war, hörte sie in der Kammer die Eltern reden. Sie mußte an ihrer Thür vorüber. Wenn ich nur den gelbstreifigen Schurz finde, dachte sie besorgt, in der Lade lagen ja die Kleider der ganzen Familie. Und so dunkel war's. Mit einem lauten dumpfen Prall schlug der gewölbte Deckel an die Holzwand der elterlichen Kammer; Bärbele horchte erschrocken, dann wühlte sie zwischen den Sachen nach ihrem Lieblingsschurz und den zwei neuen Hemden, die sie zur Einsegnung bekommen. Sie meinte gleich beim Zutasten unterscheiden zu können, was ihr gehörte. Sie getraute sich nicht, den Deckel zuzuschlagen, es waren lose Eisenklammern daran und die würden rasseln. Ihre Streit-

luſt war verflogen, ſie ſehnte ſich, nur erſt drunten zu ſein. Lauter als zuvor knarrte die Treppe, und es war, als tappe etwas hinter ihr, klapp, klapp! auf jeder Stufe. Vor Angſt blieb ſie ſtehen; gleich ſchwieg das klapp! klapp! um wieder zu ertönen, ſowie ſie einen Schritt vorwärts that. Sie langte an dem Zeuge herum, das ſie über den Arm geſchlagen, um es draußen zuſammenzubinden; faſt hatte ſie die Hausthür erreicht. Gott tröſte, das war's! ein harter, rundlich viereckiger, glatter Gegenſtand, den ſie mitgeſchleift hatte. Ach, ihrer Mutter Anhänger, ihr einziges Schmuckſtück, ſchwarzrothe Granaten, eine neben der anderen in ſilberner Faſſung. Die Mutter hatte ihn zum Kirchgang getragen und dem wundernden Bärbele erzählt, daß ihr's der Vater geſchenkt, ja Vater Sime, zu ihrem Hochzeitstage. So mußte denn die Flüchtige noch einmal hinauf, um den Anhänger an ſeinen Ort zurückzutragen. Wenn nur die Schwenkfeldere Wort hielt! Sie hatte ihr doch verſprochen, ſie in die Stadt mitzunehmen, ihr einen Platz zu verſchaffen. Noch einen Schritt war ſie von der Kammerthür, da ward die jäh aufgeſtoßen, und ein Lichtſchein, ein kurzer, blauzuckender, fiel in die Dunkelheit. Das Streichholz erloſch ſogleich. „Wer iſch es?“ ſchrie der Vater, ſeine Stimme war beklemmt. Jetz packt er mi no,

dachte das Mädchen und kauerte sich auf der Treppe nieder.

„'s isch net richtig do, 's isch eppes Frömds im Hus," hörte sie den Vater sagen. Was thun? Sie wollte hinaus — aber der Anhänger, den sie zurückbringen mußte! Das zweite Streichholz flammte auf: „Diebe! Nachtdiebe!" schrie es. Besinnungslos warf sie alles von sich, was sie in den Händen trug: „Noi, noi, durchaus net!" keuchte sie, hinunterspringend, „aber i gang! B'hüt Vatter und Muetter! i gang in d' Schtadt in Deanst!" Sie war draußen, hörte hinter sich rufen, lärmen, aber sah sich nicht um, sondern jagte wie ein Schattenstreif über die Gasse und hinein in die Felder, bis sie nach langem Suchen hochklopfenden Herzens wieder neben der Maräu stand. „Bischt lang usbliebe!" gähnte ihr die entgegen, „heschi bei Sach'?" Bärbele kam das Lachen an, sogar die Schuhe hatte sie hinter sich gelassen. „Wohl, wohl!" machte sie, „ganz leicht ischt mir's worde, i möcht no uf de Tanz!" Dabei brach sie in ein heftiges Weinen und Schluchzen aus, während sie tapfer über Steine und Dörner vorwärts sprang, daß Maräu kaum mitkam. Der Mond war aufgegangen und beschien mit einem kränklichen röthlichen Licht die leeren Aecker und die kahlen Bäume; es lag vor ihnen wie Schnee, ein weißes Nebelwogen. Maräu hob an zu singen:

„Rosmarin und Lorbeerblätter
Schenk ich dir zu guterletzt!
Das soll sein ein Angedenken,
Weil du mich noch hast ergetzt.
Rosmarin und Lorbeerblätter
Leg ich dir auf deine Bahr —“

Das Mädchen überlief ein Schauder, es klang so himmeltraurig, und sie wußte sich keinen Rath. Endlich packte sie die Alte am knochigen Arm: „Schwenkfeldere, i bitt di reacht, sing eppes luschtigs!“ — Die that, als sei sie aus dem Schlaf gerüttelt, starrte blöden Auges umher und gab keine Antwort. Aus einem Gebüsch am Wege erhob sich ein alter Mann mit einer Krücke: „Wo danne?“ fragte er und schloß sich ihnen an. Bärbele betrachtete das halb vom Hut verschattete Gesicht, aus dem nur ein Auge hervorblinkte; das andere war mit einem großen Pflaster verklebt. Solch ein widriger Gesellschafter! „Jag en furt, Maräu!“ flüsterte sie ängstlich. Aber die Alte war aufgewacht. „Die arme Leut send enandere net gram,“ sagte sie munter. Bärbele aber that ein stilles Gelübde, wenn sie der lieb Herrgott frisch und gesund in die Stadt gelangen lasse; danach wanderte sie getrost, wenn auch mit wunden Füßen, dem Morgen entgegen. — —

In Sime Closes Hause herrschte Verstörung. Drei Tage waren vergangen, und die Tochter hatte

sich nicht wieder eingestellt, auch keine Nachricht gegeben. Die Gatten redeten kein Wort miteinander, nachdem sie in jener Nacht einen heftigen Zank gehabt. Scheuer denn je krochen die drei Jüngeren herum, immer in Furcht, daß sich die schwarze Wetterwolke im Haus auf ihre unbeschützten Köpfe entladen werde. Die Mutter hatte etwas munkeln hören, die Rosin habe ein Wort aufgebracht über das Bäberle, das von Mund zu Mund ginge; es hieß: Hausdieb. Sie machte sich auf, die Ungönnt zur Rede zu stellen. „Der U'gönnt gaht's nemme reacht, 's hot's scho de ganz Tag im Dorf ummetriebe," sagte man ihr. Richtig, auf einem Stein am Feldweg saß die Ungönnt, verfallen und gelb im Gesicht, ihre Kunkel neben sich, aber die Hände ruhten. Eben kam ihrer Schwester Kind mit einem Häfele Suppe, sie müsse etwas essen, habe den ganzen Tag nichts gehabt. Die Rosin schielte mit hängendem Munde, halb sehnsüchtig, nach dem Suppenhafen. Dann schüttelte sie den Kopf: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen," sagte sie hart und kniff die Lippen zusammen. Simes Weib schaute sie nur an, dann ging sie hinweg. Am anderen Tage saß die Ungönnt noch auf dem Stein, stumm und fastend, am dritten Tage war sie gestorben, gerade um die Mittagsstunde.

Sime kam schweren müden Schrittes aus dem

Keller herauf, ging in die Stube, aber ſtatt ſich an den Tiſch zu ſetzen, zog er einen derben Haken aus der Taſche, richtete ihn gegen die Balkendecke und ſchlug ihn mit dem Hammer feſt. Die Blicke der Frau und der Kinder, die ihm erſtaunt folgten, ſtörten ihn nicht im mindeſten. „Sime, was ſchaffſcht?“ fragte die Frau. „Wirſcht ſcho ſehe,“ brummte er und ging hinaus. Gleich war er wieder da, einen neuen Strick in der Hand, den er um den Haken feſtknotete und dann plötzlich mit einem herausfordernden Blick auf ſein Weib ſich ſelber ums Genick ſchlang. „Noi, noi, jetz iſch gar!“ Die Frau ſprang auf ihn los, riß ihm den Strick aus der Hand und ſchaute den Verdutzten mit zornrothem Geſicht an. Ihre Stimme wurde ſo laut, ſo ſtark, wie Simon ſie Zeit ſeiner Ehe nicht von ihr gehört. „Iſch es net g'nueg, daß d' mi mei Mädle zum Haus 'naus prügelt heſcht, und mei Buckel wird au net jönger, ſo wenig wie deiner, du wüeſchte Krachſeler, wottſcht mi jetz au no d' Schtub verſchimpfiere uf ewige Ziete? Ufhenke wottſcht di, du ſeelloſe Menſch, in d' Auge von deim gottesfürchtige plogete Weib und dei arme Kindere? Wenn d' epper ſo eppes vorhaſcht, no gang in d' Schtall uſſe, zu dene Säu, aber do iſcht d' Schtub, do wird negs ufhenket!“ Damit ſchnitt ſie, die ſonſt ſo Genaue und Sparſame, den neuen guten

Strick mit dem Brotmesser in vier Stücke und reichte jedem der drei heulenden Kinder eins, das vierte behielt sie selber. „So, Kinder, jetz hänt mer e schö's A'denke an eusere Vatter; sei' Quell ischt em über alles gange; wie der verdorret ischt, no war em 's Lebe verleidet, jetz wisse mer's!" „Mei Quell ischt verdorret, mei Mädle ischt e Dieb worde und e —" „Sime, versündig di net, d' Bärb' ischt brav, du bischt der Schuldig!" schrie drohend die Frau. „Und de Rosin ischt au taub!" schloß Simon mit einem tiefen Seufzer. „Jo, Gott sei Lob un Dank," die Frau faltete die Hände, „mach Reu un Leid, Sime, oder, wi d' witt — gang zu d' Säu und führ dei schändlich's Vornehme us — mei Meinung waischt jetzet! — Kinder, gaht esse!"

Der Bauer suchte in der Stube herum, stand eine Weile, lungerte und sagte endlich, den Hammer aufgreifend, in seltsam unterwürfigem Ton: „I gang bloß in d' Schopf, Riekele." Er kam auch sofort zurück, setzte sich an den Tisch und aß mit den übrigen. Nur daß er zuweilen über den Löffel weg sein Weib anstarrte wie etwas Funkelnagelneues. Da mag der Teufel sich aufhenken, wenn man noch dazu so angeschnauzt wird.

* * *

Ueber dem engen, rußigen Städtchen, wo das Bärbele einen Platz gefunden, lag dörrende, sengende Sommerhitze; vier Monate schon war kein rechter Regen gefallen. Es war dem Dorfflüchtling merkwürdig gut gegangen bis jetzt. Die Maräu hatte es auf seine Bitte zu einem Schuster gebracht, wo es den ersten Monat für ein Paar Schuhe diente und der Frau allerlei neue Künste, als da sind Fensterscheibenputzen und Kartoffelschälen gewandt und willig ablernte. Da jedoch die Schustersleute gemeinhin keine Magd hielten, empfahlen sie das gefällige, unermüdliche Ding einem wohlhabenderen Hause, in dem es bald heimisch wurde. Zwar das Leben zwischen Mauern, wie es die Städter führten, war ihm fremd und eng, doch der Dienstherr gehörte zu den Ackerbürgern, und Bärbele fand mehr denn genug Gelegenheit, Kraut zu schneiden und Kartoffeln auszumachen. Bald aber dünkte es ihm weit plaisirlicher, im Laden zu stehen und den Kunden Zucker und Seife zuzuwägen, Faden und Litzen, Nägel und Kaffee in Gucken zu thun und dabei zu schwatzen, was nur gerade das Zünglein hergeben wollte. Hui, wie das ging! Mit Plaudern und Lachen ward jedes begrüßt, mit freundlicher Einladung, bald wiederzukommen, ward jedes entlassen. „Guets Nächtle, und schlafet Se recht wohl!“ rief Bärbele schon am hellen Nachmittage

jeder Käuferin nach, aus Furcht ihren Gutenachtgruß sonst nicht anbringen zu können. Kein Armkind, das sie nicht gestreichelt, kein altes Weib, dem sie nicht ein munteres Wort dreingegeben hätte. Der Krämer erkannte bald, daß sie hier in ihr richtiges Fahrwasser gekommen sei, und daß sie ihm die Kunden ins Haus zog. Er war ein artiger Mann, nur etwas langsam und bequem, dazu einem guten Tropfen hold, so daß er den frühen Morgen oft mit Kopfschmerzen heraufdämmern sah und nur allzu gern der flinken, hübschen Magd das Frühgeschäft überließ. Auf der anderen Seite hätte freilich sein junges, ein wenig schwächliches Weib dem Bärbele nicht minder gern ihre Kinder überlassen; es waren ihrer sieben, und an dem Mädchen hingen sie alle wie die Bienen am Honigklee. Ja, zu schaffen hatte das Bärbele übergenug, machte auch keinen Anspruch auf freie Stunden oder Sonntagserholung. Ein aufmunterndes Neckwort vom Herrn, ein zutrauliches Gespräch mit der Frau, oder gar ein aufrichtiges Lob, weiter brauchte es nichts, um froh und vogellustig zu sein. Bärbele hätte nie gedacht, daß man tagelang ohne Zank auskommen und ohne Aechzen leben könne; gab es aber doch Schelte, so maß sie die verständig an den Prügeln, die es daheim gesetzt, und sie duckte sich und ließ sogar Schlechtwetterlaunen ohne Bekümmerniß über

sich hingehen. Wie ein frohes Mücklein am kleinsten Sonnenstrahl, so ergötzte sich das Bärbele am guten Augenblick und ließ die siebenfarbigen Strahlen spielen in seinen schalkhaften Augen und seinem genügsamen Herzen. Nur eins vermied es: rückwärts zu sehen. An seine Eltern und Geschwister, an sein ganzes früheres Leben dacht' es mit Widerstreben und ohne alle Freude oder Zärtlichkeit. Nicht eine Stunde hat es Heimweh empfunden. Einst, da sie ihren Dienstherrn seinem zehnjährigen Mädchen, der ältesten, mit Wort und Gebärde schönthun sah, als sie ein gutes Schulzeugniß mit heimgebracht, stand sie erstaunt dabei, bis ihr plötzlich die Thränen aus den Augen schossen. Die Frau hatte sie dann zum Reden gebracht und sich ihre einfache Lebensgeschichte erzählen lassen. Dabei war das Mädchen in eine solche Aufregung gerathen, hatte so purpurrothe Backen, so fiebrisch glänzende Augen bekommen und darauf im Laden Kaffee für Schnupftabak und Petroleum für Sirup verkauft, daß sie zum erstenmal heftig gescholten und nie wieder um ihre Leute befragt worden war. Einzig, wenn sie frisch und wichtig, mitten unter den wartenden Kunden, in dem merkwürdigen Laden stand, die Beherrscherin aller dieser Schubfächer, Büchsen und Flaschen, die so vieles enthielten, von dem sie bis zu ihrem Einzug hier gar

keine Ahnung gehabt, einzig in solchem Augenblick tauchte der flüchtige Wunsch auf: Wenn mich der Vater so sähe! Aber schnell verging er wieder. „Ja, tagdieben!“ würde er sagen. Nein, sie war froh, wenn sie nur keinen von daheim zu sehen brauchte — die alte Schwenkfelderin Maräu, die zuweilen ihr Mausgesicht zur Ladenthür hereinstreckte, trug keine Grüße hin und wieder. „Alles g'sund derheim? So, no isch recht, Schwenkfeldere, 's freut mi.“ Aber es freute sie nur, weil sie sich dann mit keinem weiteren Gedanken an „dort“ aufzuhalten brauchte.

Anderthalb Jahre waren seit Bärbele's Entweichen verstrichen, und nun war der dürre Sommer gekommen, der kein Ende nehmen wollte, obwohl schon der September zur Hälfte herum war. Menschen und Vieh litten unter dem Regenmangel, die Früchte vertrockneten an den Bäumen, und in dem staubigen, dumpfigen Laden stand das Bärbele matt und bleichwangig, und wenn es eine Zeit lang niemand zu bedienen gab, dann nickte es ein, am hellen Mittag, denn über Nacht gab es jetzt wenig Ruhe: die Frau war krank, und Bärbele hatte die zwei Jüngsten bei sich, neben ihrem Bett. Sie that's gern, wenn sie nur der Frau, die so arg gut mit ihr gewesen, die Unruhe abnehmen konnte. Freilich — jetzt wußte die wohl kaum, wo sie war. Sprach den ganzen Tag und die ganze Nacht

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wirres, unverständliches Zeug, schlief nicht und aß nicht, hatte schlimme Fieberhitze und war so schwach, daß sie kaum den Kopf vom Kissen erheben konnte. Der Arzt kam alle paar Tage; auch er war matt und verhetzt, sagte, es habe noch viele derart Kranke in der Stadt, und bei mehreren hab' es schon einen bösen Ausgang genommen. Der Ehemann der Erkrankten hatte um seine Schwester geschrieben zur Pflege. Er selbst ging niedergeschlagen im Hause herum, trank alle Abend einen traurigen Wein und betheuerte mit Thränen, die Krankheit werde auch ihn bald packen und hinwegnehmen, er fühle es deutlich. Wenn ihn dann aber der Arzt vor der Flasche warnte, als vor einer gefährlichen Bundesgenossin der Krankheit, dann räumte er weinerlich ein, daß er nur seine Angst zu betäuben suche, und versprach, um Gottes willen keinen Tropfen mehr zu trinken, als sein Durst ihn zwinge. Aber was half's! Sein Durst war eben unlöschbar, und als ihm der Arzt verkündete, daß er sein Weib schon in den nächsten Stunden verlieren werde, trank er sich einen so schweren Rausch, daß er wie ein Todter neben dem Todtenbette der Frau niedersank. Sie merkte davon nichts, sie schied hinweg ohne Besinnung, aber dem Bärbele dünkte es gar arg, daß die zwei Leute, die sich gern gehabt, nicht einmal Abschied voneinander genommen. Jedoch, es hatte

nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn am Begräbnißtage legte sich auch der Mann, und gar schaurig klang es, wie der kleine Hans, am Grabe kauernd, sagte: „Ich bleib bei der Mamma, sie isch ganz alleinig.“ Bärbele legte ihre Arme um den Buben, da bat er: „Laß mich nur noch einmal 'nunterschaue.“ Dann ging er willig mit, aber am Tage darauf lag auch er im Fieber. Bärbele verließ ihn nicht einen Augenblick; der Laden ward meistens geschlossen gehalten, in vielen Häusern gab es Kranke, und die Gesunden gingen in Angst und Beklemmung umher. Wie durch einen Nebel vernahm das Mädchen, selbst schon leidend, daß auch ihr Herr gestorben sei, und daß die Schwägerin nicht mehr das Bett verlassen könne. Wie durch einen Nebel sah sie dann den kleinen Hans, bleich, aber wieder in seinem gestreiften Kittelchen, an ihrem eigenen Bette stehen und ihr einen Krug an den Mund halten. Wie das widrig roch, wie das garstig schmeckte! Ihre Lippen waren zersprungen vor Hitze, ihr Gaumen lechzte, Feuerfunken sprühten vor ihren Augen. „Wasser! Wasser!“ stöhnte sie. Jemand Erwachsenes schob den Buben bei Seite, sie wußte nicht wer: abermals dieser widrige Geruch, dieser garstige Brodem aus dem Gefäß. „Gift! Gift!“ ächzte sie und stieß den Krug zurück. „Du bischt e Naar,“ sagte es unwillig, „was schreieschst

auch um Waſſer, und wenn i Dir's gebe will, ſchlägſcht es mir aus der Hand!" Bärbele ſchlug die wirren großen Augen auf: „O, mei Vatter ſei Quelle! o, das guet, guet Quellwaſſer vo derheim! o, wenn i 's hätt, no würd i g'ſund, friſch und geſund." Ihre Gedanken verwirrten ſich. „Warum mueß i denn ſcho ſchterbe? i ben jo no viel z' jung. 's iſcht net mei rechte Vatter, waiſcht? mei rechte han i nie net kennt! Allweil ploge! allweil wüeſcht thue, ach, du mei. I han jo no net emol e Schatz!" Und dann begann ſie zu ſingen: „Ui, hätt i e Schatz und e bitzele Geld! Alleinig iſcht doch kei Freud auf der Welt!" Gegen Abend aber war ſie ganz klar im Kopfe, ſuchte ſich aufzurichten und wiederholte der Nachbarin, die nach ihr ſah in dem faſt ausgeſtorbenen Hauſe: „Wenn i no vo dem Quell derheim trinke dürft, ei'mal recht, recht ſatt trinke — no würd i g'ſund." Dann kam ein neuer, höherer Fieberanfall, und alles Licht war wieder weg. In derſelben Nacht aber ging ein raſendes Gewitter über die Landſchaft nieder, desgleichen in vielen Jahren nicht erhört worden, zumal zu dieſer ſpäten Zeit. Im ganzen Städtchen blieb kaum eine Scheibe ganz, der Bewurf der Häuſer ward in weißen Bächen in die offenen Stuben geſpült; wie in fortwährendem Feuer lohte der Himmel, und der Donner ſchlang ſich wie eine

laufende, rasselnde Kette um die zusammengedrängten Dächer. Dazu zischte die ganze Nacht lang der Regen, als falle er auf lauter glühende Steine, und ein Dampf erfüllte die Luft, daß man nicht um sich sehen konnte. Mit diesem Wetter aber war die verderbliche Hitze gebrochen, und ein Aufathmen und Hoffen ging durch die Kranken wie die Gesunden.

Bärbele hatte eine Weile schon eine gute Kühle und Beruhigung um sich verspürt, ehe ihr krankes Hirn unterscheiden konnte, von wo die Wohlthat ausging. Plötzlich ward sie gewahr, daß es erfrischend und lieblich ihre Lippen umspülte, und sie meinte nicht anders, als daß sie unter der Quelle daheim stehe und sich den Strahl in den Mund laufen lasse, wie es stets ihr Vergnügen gewesen. „E guets Wasser!“ murmelte sie unterm Trinken halb träumend vor sich hin. Da vernahm sie deutlich eine Stimme: „Gelt, Bärbele, 's ischt guet?“ Sie wischte sich über die Stirn, versuchte zu sehen: „Nei, Vatter, Du?“ machte sie zögernd, den Mund zum Lächeln verzogen. „Und i ben au do!“ sagte es und drückte ihre Hand. Bärbele brach in Lachen aus: „Nei, Muetter, und Du au? Jetzet träumt mir, mei Vatter und Muetter isch komme, un i hätt's Wasser trunke vo derheim und würd frisch und g'sund.“ „Gott sei Lob und Dank, sie ischt aufwacht!“ seufzte es neben ihr. Sie griff spielend

in die Luft nach einem kleinen Gegenstand, der da immer vor ihren Augen herumgetanzt war; da hielt sie eine Zipfelkappe in der Hand. „I du mei! Isch mei Vatter do?“ Mit einer lebhaften Willensanstrengung hatte sie die Augen offen. „Kind, wottsch no emol trinke?“ hörte sie sagen, „'s werd der guet thue.“ Bärbele lachte: „'s Wasser vo derheim? Wo isch es herkomme?“ „I han der's brocht, und morge bring i e frisches.“ Das war des Vaters Stimme und war es doch nicht. „Nei,“ sagte Bärbele, „drei Stunde weit! Wenn's wahr wär!“ Die Mutter zeigte auf eine Kufe voll Wasser nicht weit vom Bette. „Und 's isch wahr, Kind. Em Vatter isch der Weg net z' lang no zu suer gewe. I ben scho zwoi Täg bei Dir, und der Vatter ei! Mer hänt g'moint, Du wachsch nemme uf in dere Welt!“ Mit einer zögernden, schamhaften Gebärde streckte Bärbele die Arme nach der Schluchzenden aus. „I schtirb no net, weil i no z' bös ben,“ lispelte sie. „Recht a so!“ riefen die zwei Alten, dann lachten alle drei. „Aber was seggst au vome Quell? Präzis de andre Tag, wo Du vo eus furt bisch, isch er gänzlich versieget, und ehgeschtere, wo die alt Schwenkfeldere kummt und seggt, Du wottsch vome Quell han, no send mir in d' Keller abe, d' Mutter au, und hänt grublet und grublet, aber koi Tropfe isch für-

komme; no ischt d' Mutter gange, und i han furtg'macht mit Grubeln und han denkt —" Er sagte nicht, was er gedacht; sein Ton wurde feierlich. „No, wo der grüselichte Blascht komme ischt, uf ei'mol schtupft mi epper uf d' Achsel und seggt: ‚Dei verdorrete Quell ischt wieder fürkomme. Gott weiß, warum das g'schicht.' So han i 's g'hört mit meine leibliche Ohre. Wie—n i in Keller komme ben, waiß i net, g'schprunge ben i wie b'sesse. No schießt do e Schtrahl wie—n Arms dick!"

Die Mutter that einen tiefen Athemzug, Bärbele schlug wundernd die schwachen Hände zusammen. Simon fuhr in vertraulichem Ton fort, und ein gar nicht ungerniges Lächeln erhellte sein Gesicht: „Jo, so isch's gange, und der Doktor seggt, die ganz Krankheit hier ischt vome schlechte meuchelige Wasser komme. Mer seggt em Tifux! Und d' Quell ischt guet, seggt er, und g'sund. Jo, jo, de Sachverständige hänt rächt b'halte; 's ischt e Quelle, wo bloß zeiteweis fließe thuet; aber wenn's no do ischt, wemmer's bruchet, welcher Mensch kann meh verlange? Gott weiß, warum das g'schicht."

„Vatter," flüsterte Bärbele, „i wär g'schtorbe, wann Du net komme wärscht! Muetter, dacht han i 's nemme, aber denkt han i 's schon, so e kloi's bitzele!" Und sie lachte mit der alten spitzbübischen Schelmerei, trotz der schmalgewordenen Wangen.

Sauserſonntag.

„Bärbele, 's ist 'ne große Schachtel kommen für Dich mit der Post! Die Mamma hat's auf=g'macht, sie hat halt denkt, 's wär' für uns!" „Bärbele, 's sind so Zöpf' drin und Wecke und rothe Aepfel! Oh Du lieb's Bärbele, ich hab Dich so gern!" „Und ich auch, Bärbele, Du bist meine Aller=Allerbeste! Gelt, Du gibst mir auch 'n Weck oder 'n Aepfel?"

Die drei Kinder drängen das athemlos die Treppe heraufkommende Dienstmädchen fast von den Füßen. So lang warten sie schon auf ihren flinken tanzenden Schritt. Sie keucht, denn sie schleppt schwer in beiden Armen, und obendrein kaut sie noch, wie jedesmal, wenn sie heimkommt, aber sie tanzt doch. Sie kann nicht gehen wie andere Leute, es steckt ihr etwas in den jungen Gliedern, wie eine Musik, nach der sie sich bewegt.

Da kollern die Kartoffeln und Rüben über den Boden, und die schwere Petrolkanne klirrt in die Ecke. Als ob sie ein Rollwagen wäre, schieben die aufgeregten Kinder das Mädchen gegen die Stuben=

thür. Sie wehrt sich nicht, sie schreit und lacht noch aufgeregter als die Kleinen: „I du mein! sell ischt mir recht! 's kommt, wie wenn i 's g'rufe hätt'! Allweg! allweg!“ Sie fährt mit der Zungenspitze über die blassen Lippen, ihr helles rundes Gesicht ist von der Ueberraschung roth überflogen, die Ohren glühen. So prasselt sie mit den Kindern in die Stube. Da rollt ihr ein rothbäckiger Apfel entgegen über den Boden; mit einem unterdrückten Laut springt die Frau vom Tische weg. Bärbele beißt kräftig in den Apfel, lachend blickt sie die Frau an: „Nehmet sie nur, Frau Schnäpple!“ Sie reicht ihr mit der Linken ein ganz grünes verhutzeltes Aepfelchen, das sie blitzgeschwind aus der Holzschachtel herausgewühlt hat. „Versuchet Sie, Frau Schnäpple! wege meiner brauchet Sie sich net zu schenire! I han auch e Mordshunger! ebefalls! Gott sei Lob und Dank, daß i doch auch emol eppes vo' derheimet krieg.“ Aber die Frau verzieht säuerlich den Mund, man merkt's ihr an, nur die Verlegenheit hält sie ab, jetzt recht zu schimpfen. „Sie thun Dich arg verwöhnen daheim,“ sagte sie schnarrend, „da nimm Dein' Sach; die ganze Stube ist wüst worden, bring' auch den Putzlumpen.“

Unschlüssig schielt sie den Apfel an, indes das Dienstmädchen mit einem Ruck ihre Schachtel unter

den Arm nimmt und zärtlich an sich drückt. Immer noch knackt der Apfel unter den weißen Zähnen. „Ha, Frau Schnäpple, der ischt guet! 's ischt e Goldparmener, der Baum schteht grad vor unserem Haus. Jetzet weiß i doch, daß i noch e guete Muetter han, wo mi net verhungere laßt!"

Die Kinder hängen an ihren Röcken, reißen ihr fast den Schurz ab: „Bärbele, o Du lieb's!"

„Do heschtl do! do!" aber sie laufen ihr nach bis in die Kammer, groß und hungrig stehen die Augen in den schmalbackigen Gesichtern. Ist das ein Kreuz mit den Kindern! „Do! noch e Weck für Di und für Di und jetzet fertig!" Die Schachtel wird in den Koffer geschlossen und resolut umgedreht. Das Mädchen schwatzt dabei halb für sich, halb mit den Kindern. „Esset no ihr arme Tröpf! i vergunn's euch gern. Ja, so isch es halt! I han doch no e guete Muetter, aber was hänt ihr? Hüt Obed, hüt Obed, da heißt's emol: erlöst! do ischt der Gefangene aus 'm Hungerthurm emol frei! Gott sei Lob und —" — Klapp! schlägt sie sich selbst auf den Mund, denn da ist Frau Schnäpple, und es regnet schon ein „wüstes Maul" übers andere. Als sie die essenden Kinder bemerkt, wird der Ton etwas gesänftigter: „Da hast Du vier Kartöffele für den Herrn Schnäpple, vier für mich, und dem Hansle, dem Luisle und dem Schorschle je drei,

sowie drei für Dich.“ Argwöhnisch betrachtet sie jede der großen rothen Kartoffeln, eh' sie sich von ihr trennt.

Dem Mädchen ist die Freude und der Uebermuth zu Kopf gestiegen: „Oh, wege meiner, i dank beschtens, Frau Schnäpple, heut eß' i keine Erdbirne net, heut han i eppes beß' — — eppes vo' derheimet. Verschparet Sie 's nur.“ Brummend legt die Frau die drei Kartoffeln in den Korb zurück, um sie sorgfältig zu verschließen.

Bärbele singt mit heller Stimme vor dem Herd. Das ganze Jahr seither ist's ihr nicht zum Singen gewesen bei der kargen Frau, die auch die Kaffeebohnen zuzählt und mit den abgeschnittenen Nägeln der ganzen Familie statt mit Hornspähnen ihre Geranienstöcke düngt. Nützt aber nicht, sie bleiben alleweil mager, just wie Frau Schnäpple's Supp', die einen mit keinem Aug' anschaut! denkt Bärbele lachend.

Ja, heut geht das schon, heut ist das Hungerjahr um. Und morgen, der Sonntag, das ist noch etwas ganz Apartes. „Da will i emol ganz frei sein, vom Morgen bis zum Abend, wie der Vogel in der Luft, da will i 's emol probire, wie 's die Leut habet, die 's guet habet in dera Welt,“ hat sie zu sich selber gesagt, als sie die neue Stelle annahm, aber erst für den Montag. „Jetzet bin i

achtzehn Jahr alt, und meiner Lebtag han i nichts g'habt, als ſchaffen und wieder ſchaffen. Und wie ſchwer alleweil, eine Stelle ärger als die andre, die Kamrädinnen, denen ſie ihre Erlebniſſe erzählt hat, haben 's auch g'ſagt: ‚Recht ſcheußlich iſcht Dir 's gange, ſell iſch wahr!'

Gleich auf der erſten Stelle — faſt wär' ſie am Typhus todt geblieben, wenn nicht der Vater kommen wär' und ihr das gute lautere Quellwaſſer von daheim ſtundenweit dahergeſchleppt hätt'. Und dann als ſie nothdürftig „zuſammengefademet"*) war, die dumme G'ſchicht, daß ſie ohne Haare auf dem Kopf kein Menſch ins Haus nehmen wollte! „Wahr iſch es, i han ausgeſehn wie der reinſchte Bueb, aber hat denn e Bueb au e Herz**) wie-n-i? Schändlich han i mi ärgere müeſſe, bis i beim Herr Peter Bloch, Metzger, Wurſchter und Gaſchtwirth zu Klein-Büſingen a'gnomme worde bin. Ha! han in denkt, jetzet kannſcht emal Würſcht eſſe nach Herzesluſcht! Jawohl! noch kein Monat iſcht vergange, no iſch mir 's aſo verleidet gwe, daß i faſcht keinen Biſſen runterbracht hab, und nach drei Monat, da hat 's mi umkehrt, wenn i nur e Wurſcht habe a'rühre müeſſe. De ganze Tag nichts wie Schweinegeſchrei, und ploget hänt

*) zuſammengenäht. **) Bruſt.

's mi, weil i 's net han könne leide! Alle Tag Därm' waſche, von früh um viere bis dunkel; der lottrige Schopf, wo i han ſchtehe müeſſe grad' obe dene Schweineſchtälle. Himmel noch emol, bin i froh g'we, wie mei' Zeit um gwe iſcht!" Bärbele lacht halb grimmig, halb ſpöttiſch bei ihren Erinnerungen, ſie war doch auch gar zu dumm geweſen damals, hatte ſich alles gefallen laſſen.

Frau Schnäpple, die ſich auch in der Küche eingefunden, ſchüttelt mißbilligend den Kopf; ſie hat grade ein Stück Butter auf den Boden fallen laſſen und bezieht Bärbeles Lachen auf ihr unerhörtes Mißgeſchick. „O Du Mädle! lachſt über Glück und Unglück! Wer in der Jugend viel lacht, muß im Alter viel weinen!" warnt ihre Eulenſtimme. Das Mädchen wendet halb erſchrocken das Geſicht nach ihr, gleich kniet ſie hülfbereit auf den Steinflieſen: „Ach der ſchöne Butter! ſchad' dafür! aber 's geht nichts verlore, Frau Schnäpple, der Bode' iſcht ſauber g'wäſche! lueget Sie!"

Und da die Erzürnte ſich noch nicht beſänftigen kann, lächelt Bärbele bittend und verſöhnlich: „Grad' han i denke müeſſe, wie dumm, daß i gwe bin, wie=n=i zum erſchte Mal auf Schtuggert*) komme bin! Nein, wie dumm!"

*) Stuttgart.

Frau Schnäpple iſt ſelber Stuttgarterin, und an der Heimath hängen, — das kann man ſich ſchon leiſten, das koſtet ja nichts, ihr Geſicht erhellt ſich. Bärbele ſchwatzt. „Mei Vatter hat 's natürlich net g'wollt. ‚In der Schtadt gibt 's nichts wie Tagdiebe und Maulaffen,' ſagt er, ‚da wird halt gefaullenzt!' ‚Vater,' ſag i, ‚no möcht i 's auch emol probire, weil i 's ſeither gar ſo ſchwer g'het han.' Das Mädchen lacht wie ein Spitzbube, aber wie die Frau an zu zanken fängt, gleich verändert ſich das bewegliche Geſicht: „Oh, Frau Schnäpple! han Sie kei' Angſcht! Gefaullenzt han i net in Schtuggert, aber Blut g'ſchwitzt han i, ſell iſch g'wiß wahr, i han 's Ihne ja verzählt. Achtzehn Ofen heizen alle Morge, in dene Zimmer, mer ſagt ihne Ateljö. Aber nein, den erſchte Tag, mein' i, wie=n=i grad' a'komme bin vom Schwarzwald, und da iſcht e G'wühl, wie wenn 's Kirchweih wär', und mehr Häuſer in einer Schtraß als im e ganze Dorf drobe, und meine Kamrädin geht mit mir in die lang Neckarſchtraß, wo faſcht bereits kei' End' hat, bis daß wir vor e großmächtiges Haus komme ſind, wo ein goldner Reiter auf 'me goldne Gaul ſitzt. ‚Nei',' ſchrei i, ‚aber wie ſchön! da g'fallt mir 's jetzet!' ‚Da muſcht eini,' ſagt meine Kamrädin."

Bärbeles Augen funkelten, denn auch Frau Schnäpples hageres Geſicht zeigte etwas von Stolz

und Heimweh bei der Schilderung. „Ja, 's ischt halt schön," seufzte sie kopfschüttelnd.

Das Mädchen seufzte auch: „I han g'meint, jetzet komm' i ins Paradies, und nachher da war's e schwarze Höll', no, Sie wissen 's ja wohl. Aber in demselbige Augeblick sind drei junge Herre unters Thor trette, und hänt mi g'froget, ob i epper i' d' Kunschtschul eintrette will. ‚Frielich jo!' han i g'schrie, se hänt e Mordsg'lächter ang'schlage! Oh, Frau Schnäpple, i bin doch arg dumm noch g'we dazumol."

Während des Plauderns hatte das Mädchen eifrig Geschirr geschwenkt und Messer geputzt, nun, da sie einen Augenblick kichernd und verschämt die Hände still hielt, war's mit Frau Schnäpples guter Laune vorbei: „Genug geschwätzt!" sagte sie unfreundlich, „wenn 's nach Dir gieng, wär' die ganze Welt eine ewige Kirchweih. Dein Uebermuth ist gefährlich, ich sag Dir's. Wirst schon noch sehn! wirst's schon noch erleben. Zu was mußt jetzt hier die gute Stelle wegwerfen? Weil 's dem Esel zu wohl ist, ich sag 's Dir grad' heraus, — wirst noch an mich denken und an die Frau Schnäpple, wo 's guet mit Dir im Sinn gehabt hat! Schaff Dein' Sach voll fertig, und Dein Mühlwerk halt an, — so e wüeste Küch' darfst nicht hinter Dir lassen."

Bärbele hatte die Stirn zusammen gezogen und nicht mehr aufgeblickt. Gott Lob und Dank,

jetzt war die Frau draußen, die knarrende Stimme schmälte jetzt mit den Kindern. Aber das Mädchen war traurig geworden. Warum hab ich auch so viel Zeugs dahergeschwätzt! Jetzt, wenn sie sagt, ich muß morgen früh auch noch dableiben und schaffen?

Das Blut stieg ihr ins Gesicht, — sie riß einen Messingkessel an sich und begann wüthend zu scheuern, bis ihr die Hand fast lahm wurde. Nein, das emal net! Meinen Sonntag will ich haben! Meinen einzigen freien Sonntag seit vier Jahren! Aber was soll ich denn machen, wenn sie mich dabehaltet? Heimlich weggehen, den Trotzkopf aufsetzen? Ach nein, dann krieg' ich ja meinen Lohn nicht, und e paar Fränkli in der Tasch muß man doch haben, sonst ist kein Sonntag net! Und das letzte Zeugniß — wer weiß, was sie mir da hineinsetzt, und auf der neuen Stelle muß ich doch 's Büchle vorweisen. Eine große angstvolle Rathlosigkeit überfällt sie, und in dieser Angst packt sie 's plötzlich: „Wenn 's wahr wär! wenn i 's noch schlechter kriege thät als bisher! i mueß es ja zugebe, schwer ischt es net aso, und die Kinder sind lieb mit mer, und sogar die Frau — wenn sie net so e Geizkrage wär' — no wär 's e guete Schtell, und i könnt für mei' Uebermuth schrecklich büesse!"

Ein plötzliches Schluchzen überfiel sie, und ihre Thränen liefen auf den blanken Kessel. Sie wischte

sie weg und bemerkte auf einmal ihr breitgezogenes weinerliches Gesicht auf dem Metall. Im Augenblick lachte sie wieder: i so ein dummes Gesicht! und ist denn das eine gute Stelle, wo man bereits seinen ganzen Lohn für Brot hinlegen muß? Nicht einen rothen Rappen vom ganzen Jahr hat sie, einzig die sechzehn Franken Monatslohn, die sie heut Abend erwartet. Ach, wär 's nur erst so weit! Hätte sie 's nur schon gesagt, daß sie ihr Köfferle da lassen möcht' bis zum Montag, wo sie die neue Stelle antritt, aber daß sie ihr Geld gleich mitnehmen wolle! Und wie, wenn Frau Schnäpple selber nichts hat und der Herr nicht heimkommt von der Strecke? Er ist ja immer draußen bei dem Eisenbahnbau, und zweimal schon ist er selbst über den Sonntag fortblieben.

Nun war ihr wieder das Weinen nah. So ein großer Berg vor ihr, über den sie heut noch steigen soll, und — wenn sie wirklich einmal drüben ist, dann kommt am Montag der zweite Berg — die neue Stelle! Zwar bis jetzt hat sie sich darauf gefreut; die zwei Frauenzimmer, zu denen sie sich verdingt hat, haben freundlich mit ihr geredet, aber was sie für Leuteln sind, was sie für Mucken im Kopf haben, das erfährt man doch erst, wenn man bei ihnen im Dienst ist. Hat sie nicht auch gemeint, nun ging's ins Paradies, als die Kastel-

lansleute in der Kunstschule sie einstellten? Ha! der Winter. Kohlen schleppen den ganzen Tag, vor den Oefen liegen, bis die Knie wund und aufgerieben sind, schwarz im Gesicht wie ein Kaminfeger, sogar das Haar mit Kohlenstaub geschwärzt. Da wird man so stumpf, ist einmal eine Stunde frei, so fällt man geradewegs in Schlaf, auf einem Stuhl an der Wand, auf dem nackten Fußboden. Sonntag gibt's nicht, am Sonntag werden die Ateliers geputzt. Nie einen Ausgang, man wird blöd wie ein Thier! Nur ob das Feuer brennen will oder nicht, ob der Wind es ausbläst, oder ob die Kohlen reichen — weiter denkt man nichts.

So ist sie an jenem trüben Februarmorgen im Mansardenatelier vor dem Ofen gelegen, und der widrige Wind hat jeden Funken gleich wieder ausgeblasen und ihr den Rauch ins Gesicht gejagt, und sie hat sich die Augen gerieben und gegähnt, gegähnt und gebrummt, „wottscht net, so mueschte", wie sie Kienspahn auf Kienspahn ausblasen gesehen.

Und plötzlich ist es dann laut und hell um sie gewesen, und jemand hat sie an der Schulter gefaßt und gesagt: „Lieber Gott, mit dem Kopf auf der Kohlenschaufel! sind Sie so müde?" Da ist das Bärbele sich mit den schwarzen Fingern in die Augen gefahren: „Donner Hagel jo, i han Schlaf!" Und das Malerfräulein, das da oben ihr Atelier

hatte, hat so freundlich mit ihr gesprochen, wie noch nie ein Mensch, hat ihr ein Butterbrot abgegeben und sie dann in einer Atelierecke auf einem zusammengeworfenen Haufen Zeug gebettet. ‚Wenn Frau Würgler ruft, bleiben Sie nur liegen, ich sag' dann, es sei Ihnen schlecht worden.' Dem Bärbele scheint es, als spüre sie noch heut, nach anderthalb Jahren, wie wohl ihr jene Stunde gestohlenen Schlafes gethan! Sie hat halt Verbarmniß mit mir gehabt, die Fräulein Emma, 's ist fast nicht zu glauben, daß ein Mensch so gut sein kann! Bei der Frau Würgler hat sie 's ausgemacht, daß sie Bärbele auf Ende März frei läßt, und selber ist sie ihretwegen gelaufen um die Stelle in Zürich. Und auf einmal dann ist's dem Bärbele so gut gangen, das Wetter ist warm worden und sonnig, man hat die Fenster aufgerissen und hat können die Amseln schlagen hören im Schloßpark. Und Bärbele hat sich einmal wieder waschen können, so daß es battet hat! War das e Wohlthat! Fräulein Emma hat's auch ganz gut verstanden, als Bärbele ihr's erzählt hat, überhaupt, mit der hat man können reden, wie's einem ums Herz gewesen ist. Und zuletzt hat sie noch das Reisegeld hergeschenkt und zwei Hemden und einen Schurz! Und hat ihr gesagt, sie darf mit Niemand gehen, auch nicht zu viel mit Fremden schwatzen

von ihren Umständen, und dann in den ersten Tagen soll sie ihrer Mutter Nachricht geben, wo sie ist. ‚I nimm's mit Dank an!' hat Bärbele zu Allem erwidert, ‚und i hoff, i g'seh's Fräulein Emma noch emol in der Welt, wenn's Gottes Wille ischt!'

Alles, alles fällt ihr heute ein, das muß kommen, weil wieder einmal ein Wendepunkt ist. Ein großes Heimweh überkommt sie. Nicht nach Haus. Dort ist der Vater und streckt die Beine in die Stube vor, recht absichtlich, daß man stolpern muß und er schimpfen kann; dort sind die Nachbarn, die rufen ihr nach, wenn sie geht: ‚Die hat e Huet! aber lug' au, e Huet!' So dumm sind die Leute im Dorf. Und alles so unbequem und langweilig — ha nein, nur nicht zurück ins Dorf! ‚Wenn i wisse thät, wo's Fräulein Emma ischt! I möcht's ihr nur sage, daß man mi hier de Nimmersatt heißt!' Aber da scheint die Nachmittagssonne zum Küchenfenster herein, und Bärbeles Gesicht hellt sich auf: ‚Oh die liebe Sonne! 's isch recht, daß d' mi auch emol begrüßescht, eh' daß d' schlafe gehscht!' Sie steckt den Kopf hinaus, — nein, wie blau der Himmel ist, und wie ruhig die dunkelrothen Bäume auf dem klaren Grunde stehen. Morgen ist Sonntag! Morgen gibt's 'n schönen Tag! Sie stößt einen Juhschrei aus, daß

es über die stille Straße schallt, und dann wirft sie eilig das Fenster zu, erschrocken vor der eigenen Stimme. — —

Gott sei Lob und Dank, 's ist Alles gut gangen, recht wie geschmiert. Bärbele steht vor Frau Schnäpples Hausthür, nachdem sie zum letzten Mal noch die Stiegen heruntergewaschen hat. Dann, in aller Eile, ist sie ins Sonntagsgewand geschlupft, und ohne Widerrede hat ihr Frau Schnäpple acht Franken gegeben. Den Rest wird sie sich mit ihrem Koffer abholen. „'s ischt genueg zum Verputze, i seh 's ja wohl ein," hat Bärbele gesagt, „i mach' mei' beschte Dank, Frau Schnäpple, bleibe Se g'sund mitenander!" Die Freude hätte ihr noch viele gute Worte auf die Zunge gelegt, aber dann hat die Frau selbst sie fortgetrieben. „Es ist nicht schicklich, daß ein jung's Mädle bei der Nacht umnanderlauft, mach, daß d' weiter kommscht!" —

Heissa! hinaus! Frisch ist's auf der Straße, aber so, als wenn's Frühling werden wollt, nicht Herbst. Das Mädchen rennt wie im Rausch in das Dunkel hinein, es ist ihr so ungewohnt, spät und allein auf der Straße zu sein. Wie das silbrig und goldig aus der tiefen Nacht ihr entgegenstrahlt, all' die Lichter und Lampen! Und droben der weite, blauschwarze Himmel mit großen, leuchtenden Sternen. So haben sie über ihrem Schwarz-

walddorf geſtanden in der weißen, glitzernden Winternacht. Aber hier iſt 's ja ſchöner und luſtiger! Da droben — das iſt der Uetliberg, nur wenig dunkler, als der Himmel, dort links glimmt in mattem Schein der See.

Schon iſt's ſtill auf den Gaſſen, aber aus offenen Fenſtern jodelt und fiedelt es, mächtiges Beifallsgeſtampfe, lautes Gelächter erſchallt. Da ſchlägt's zehn, laute, leiſe, helle, brummende Glocken durcheinander. Schon zehn! Wenn's jetzt nur Gottes Wille iſt, daß beim Menele, der Kamerädin, wo ſie ſchlafen ſoll, Alles in Ordnung iſt! Die Hausthür offen, daß ſie nicht läuten muß „mitten in der Nacht" und die Herrſchaft nach Luzern abgedampft, wie's geplant war. Sie ſeufzt ein wenig, aber doch iſt ihr's ſo federleicht trotz des ſauren Putztags, der hinter ihr liegt, nur der Kopf iſt wirblicht, als hätt' ſie neuen Wein getrunken. Frei! frei! Eine Nacht, einen ganzen Sonntag und noch eine Nacht! Heiſſa!

‚Gueten Obig, Chind!' Bärbele kichert in ſich hinein: „Ich bin ſchon lang kein Chind mehr!" ſie ſtreckt ihre ſchlanken Glieder und trollt ſich ſchnell, um dem nicht ganz nüchternen Begleiter zu entkommen.

Ha, da iſt ſchon ein Zweiter. „Heda, Jungfere, net ſo preſſirt! I mueß Ihne helfe trage!"

Bärbele drückt ihren Pack, — es ist die Kiste von daheim — fester unter den Arm. „'s ischt net der Werth, mein Joch isch sanft und meine Bürde isch leicht," lacht sie und macht längere Schritte. Der Mann auch. „Se sind, scheint 's, e Pfarrköchin, daß Sie so mit Bibelworte rede." Das Mädchen platzt grad' heraus, das Gespräch dünkt sie lustig. „Wohl! wohl! Se hänt's errathe! Bemühet Se sich net weiter, i bin bereits vergebe." „Kömmet Se, Jungfer, i zahl' Ihne öppis, i zahl', Ihne e Wi!" Er wollte Bärbele am Arm packen. Aber mit hellem Auflachen sprang sie ihm fort und in ein Hausthor, das offen stand. Nun klopfte ihr doch das Herz, sie machte eine Faust hinter dem Abziehenden: ‚Wart' Du! so eppes! so en alter Kracher. Bischt gewiß bald dreißig Jahr alt.' Erst als er ganz in der Ferne verschwunden, getraute sie sich wieder auf den Weg.

Ha, wie schön! Da lag plötzlich die Limmat vor ihr, lichtüberbrückt und die breiten Leuchterbogen des Alpenquais.

Sie springt wieder vorwärts, grad' auf den Quai zu, dort führt ja ihr Weg, hinüber nach Enge zu dem weißen Kirchlein mit dem schlanken, weißen Glockenthurm. Hier gehen noch Leute, und ein Blumengeruch kommt geweht, — lauter Veilchen! Schmeckt das fein! Daheim als Kinder haben sie

genug gezupft, am Mühlengräble, aber seitdem keine mehr. Ja, wir schreiben doch heute den zehnten Oktober, gibt 's denn Viönle um die Zeit? Ach, in der Stadt ist Alles anders, in der Stadt ist 's wunder-wunderschön, — wenn man Zeit hat, heißt das.

Da, über dem See ein silbriger Schleier — noch nicht einmal hat sie das gesehen, seit sie in Zürich ist. Sie ist ja nie fortgekommen. Ei, die grüne Laterne, die übers Wasser zieht. Das ist eine Dampfschwalbe, damit fahren wir morgen. Wenn nur der lieb' Herrgott gut Wetter schickt! Aber er wird schon, er wird!

Die dunkleren Straßen machen doch müde, man muß gähnen. Und die Füße werden schwerer. Ah, die Thür ist offen! „Menele, bischt da?" Bärbele fällt der Kamerädin um den Hals. „Oh, Menele, i bin froh, daß i da bin! Und morge, da kann mer ausschlafe, gelt Du? Himmel noch emol, bin i müd! Ausschlafe! weißt, aufs Ausschlafen freu' i mi am merschte!"

Da liegt sie mit dem Kopf auf dem frischgeseiften Küchentisch, die Augen zu und zieht lange Athemzüge, bis Menele sie am Arm rüttelt. „Wohl, Frau Schnäpple! ja! sofort!" Sie versinkt wieder.

Bis sie in ihre Dachkammer kommen wird es zwölf, auch Menele hat drinnen auf der Chaise-

longue ein wenig vorgeschlafen. Die Herrschaft ist ja verreist, alle in Luzern, bleiben bis Montag.

Ah, wie wohl! Zwar das Bett ist schmal für zwei, — sie hätten ein paar Kissen „von unten" mitnehmen können, — sie sind ja alle in Luzern — aber in der Müdigkeit haben sie's vergessen. Der Mond scheint in die Kammer, und es ist kühl zwischen den kahlen, weißen Wänden. Sie wollen jetzt nicht schlafen, sie sind so munter geworden. Bärbele klopft mit dem Knöchel an die Kalkwand: „Mari, schläfst schon? I bin do."

Und die Mari im Unterrock mit hängenden Zöpfen und verschlafenen Augen ist auch gleich bei ihnen. „Mari, was macht Dei Schatz?"

Sie lachen und drängen sich in dem engen Raum herum, dann hinaus auf den Gang. „Morge ischt Sonntag."

„Ich muß daheim bleiben, sie haben 'ne Einladung," gähnt Mari.

„Ei, wie schad! Aber i bin emol mei eigner Herr, Mari, i bin frei! vogelfrei!" Bärbele fängt an sich zu drehen, erst allein, dann mit Menele, der sie die Hände auf die Schultern gelegt hat, dann mit Mari, deren braune Augen aufzuwachen beginnen. Die Zöpfe und die Röcke sausen, Mari tritt nicht eben zart auf. Bärbele singt, mit feuerrothen Ohren und blanken Augen, was ihr in den

Kopf kommt: „Alles neu macht der Mai, morgen bin ich vogelfrei!“ Mari poltert gegen eine krachende Thür, sie lachen, Menele hat die Arme in die Seiten gestemmt und dreht sich allein: „Doch so wie Du, so herrlich und so schön —“

Hui, was ist das? Schritte auf der Stiege, die Thür wird aufgerissen, eine Lampe leuchtet vor einem zornigen graubärtigen Gesicht: „Chaibelärm! Chaibemaitli!“ schreit und hustet es.

Aber der Spuck ist schon verschwunden, die Kammerthüren geschlossen, lautlose Dunkelheit, nur drinnen da kichert's glühend und athemlos, hält sich die Hand auf den Mund, preßt sich lachenzerdrückend Arm in Arm.

Und dann liegen sie in dem schmalen Bette, Bärbele und Menele, und haben die Arme umeinander geschlungen und lachen und glühen und schwatzen: Der alte Doktor, der wüste Mensch! da herauf zu kommen, und die Mari war doch im Unterrock, und Bärbelis Haare los. Das war mit Vorsatz! Die dicke Mari im Unterrock, und das Herz offen! haha! Aber die Herrschaft wird schimpfen? Ha nein! Menele hat's merkwürdig gut getroffen, die Frau zankt nie, und der Mann ist schon gar ein guter! Und bis übermorgen hat er's wohl vergessen, der Doktor! da herauf zu kommen! haha, Mari im Unterrock! Die hat sich

vielleicht eppes Beſſeres denkt, die hat denkt, es käm' ihr Schatz! Menele kichert, und Bärbele lacht. Menele's Schatz iſt daheim, o er ſchreibt auch und ſchickt bunte Karten, ja Menele hat's gut getroffen.

Plötzlich drückt ſie Bärbele an ſich: „Haſt denn Du keinen, Bärbele?“ Die lacht und ſeufzt ein wenig: „Grad nitte, grad bin i vogelfrei.“

„Wieviel haſt g'hett?“ „Bloß zwei! i han's lieber aſo!“ „Schon zwei!“

Menele iſt ſiebzehn Jahre alt und nimmt es ſehr ernſt mit der Liebe.

Bärbele lacht ſie aus: „I Du, verliebt's Luderle, i han de Mannsbilder net ſo gern.“

„De Mannsbilder net gern?“ Menele hat ſich ordentlich erſchrocken, „gang mer weg! 's iſt net Dein Ernſt.“

Bärbele hat den Kopf weit zurück aufs Kiſſen geworfen und ſpitzt die vollen Lippen: „I bin noch zu jung, i bleib ledig!“

„De Mannsbilder net gern,“ wiederholt Menele verwundert, „weißt, wenn Du meinen kennteſt“ — —

Bärbele blinzelt ſchelmiſch: „I Du verliebt's Luderle, kannſcht mer g'falle! Nei, denn will i lieber gar nichts und gleich ins Bett!“

„Biſt ja im Bett, Bärbele!“

„Ja! Gott Lob und Dank!“ Bärbele breitet weit die Arme aus. „Und ausſchlafen kann mer,

und morge gibt's Sauſer im Schtadium, i han's im Tagblatt g'ſehe! Sauſer iſcht guet! Hätt' i en Schoppe, hätt' i nur es*) Dezi! Denk, i wär Dei Schatz!"

Menele ſchreit auf, ſo hat Bärbele ſie gekniffen. War's wirklich Bärbele? Hör doch, ſie ſchnarcht ſchon! Gute Nacht, Welt, morgen iſt auch ein Tag und ein ſchöner! Ha, wie das warm iſt ſo zu zweien! zu warm faſt. Und ſo heimelig!

Bärbele iſt halb aufgefahren und hat Menele geküßt: „Guete Nacht, Du mein verliebt's Luderle, ſchlaf wohl." Noch ein Lachen, halb ſchon im Traum — horch! was ſchlägt's auch? Zwei! Wahrhaftig zwei! Weit hinten am Berg kräht ein Hahn.

Und Bärbele träumt's, ſie ſei daheim, und der Gockel krähe vor ihrem Kammerfenſter auf dem Dunghaufen, es ſei Zeit. Aengſtlich fliegt ſie zuſammen, reißt gewaltſam die Lider auf — da ſcheint ſtille der Mond in die weiße Kammer und auf die ſchlafende Kamrädin. „Gottlob, 's iſch net wahr!"

Es hat Niemand gerufen. Das gute Menele! Da liegt 's auf dem äußerſten Rand. Bärbele zieht ſie ſachte zu ſich herein und ſchiebt ihr die Decke über die Füße, — dann ſinkt ſie lächelnd in tiefen traumloſen Schlaf.

*) ein.

Hei, der Sonntag! Bärbele liegt im Bett, dehnt sich und reckt sich und fragt sich verwundert: bin ich's oder bin ich's nicht? Auf dem Bettrande sitzt Menele, auf dem Stuhl steht der Kaffee. Hat sich Menele vor einer halben Stunde davongemacht, ohne sie zu wecken und hat ihr den Kaffee vors Bett gebracht, ganz wie sonst ihrer Frau! Bärbele schämt sich fast ihrer Faulheit, aber es ist ihr einzig behaglich, und ihrer Lebtag hat ihr noch nichts so geschmeckt, sagt sie, wie jetzt der Kaffee. Zu denken, daß es Leute gibt, die es das ganze Jahr so gut haben — es ist fast nicht zum glauben! Auf Bärbele's Tasse — es ist eine große vergoldete! steht „dem Hausherrn!", auf Menele's „der Hausfrau!" sie lachen nicht wenig über die Würde, die sie sich beigelegt haben. Bärbele dreht ihren Schnurrbart — sie hält sich dazu das blonde Zopfende unter die Nase. „Jetzet, wenn i nur e Paar Hosen hätt!" schreit sie, aus dem Bett springend, „nu dürfteschi schaue, was i für e Kerle wär! 's sauberschi Mannsbild von ganz Zürich."

„Der Hausherr bin ich, ich bin viel mägrer und brauner für Di", Menele zeigt ihre dünnen braunen Arme, hält sie neben Bärbeles runde weiße, an denen die blauen Adern durch die lichte Haut schimmern.

„Ha, Du gibst es nobel," staunt sie dann, als

Bärbele angekleidet vor ihr steht, in der granatrothen Kattunbluse und dem grauen Rock, mit runder Taille und bauschigen Aermeln, „Du siehst aus wie e Fräulein! Wer hat Dir's geschneideret?“ „I selbscht! was denkscht au! i bin's ganz Jahr in d' Nähschul' gange, Frau Schnäpple hat mi g'schickt.“

Menele's schwarzes Sonntagskleid hat noch ganz ländlichen Schnitt, schmal über der Brust und im Rücken wie ein Sack. Bärbele kann's kaum sehen. Sie steckt die Nähte ab: „daß D' Deine zwei Beutel los wirscht da hintere,“ näht und probirt, und was heut nicht zu ändern ist, das macht sie der Kamerädin ein ander Mal, gelt?

„Ja, aber schau, Bärbele, ich hab' Rosenpomade!“ Menele's schwarzes Haar ist schon glänzend eingeölt, es legt sich blank wie Atlas um den feinen länglichen Kopf.

„Warum muß i auch so e Runkunkele sein!“ schilt Bärbele; ihre flachsblonden Kruspelhaare widerstreben sogar der Rosenpomade, sie stehen wieder auf und ringeln sich selbst aus dem Zöpfchen hervor, das ihr wieder gewachsen ist seit jener bösen Krankheit: „Niemand in der Welt hat en Schtrobelkopf wie=n=i.“

Sie springen die Stiege hinunter, es hat schon elf geschlagen. Ha, die ganze Wohnung ist heut

frei und ihr Revier. Sie drehen sich vor der Spiegelthür im Schlafzimmer, aber am besten gefällt ihnen doch der nette Toilettentisch mit den rosa Flaschen und gläsernen Büchschen und den elfenbeinernen Bürsten. „Was isch das? und das? und das?“ Bärbele reißt die Augen immer weiter auf; jetzt haben sie einen Puderquast erwischt, und Bärbele fährt sich damit übers Gesicht, daß es nur so stäubt. Dann rennt sie vor den großen Spiegel und prallt zurück: „Puh, e Mehlsack! e Mühlenmaler!“ Menele lacht, sie muß sich auf einen Stuhl setzen, Bärbele wischt sich die Backen: „Aber sei Guets hat's, die Rös'mucke*) g'seht mer nimmer so arg.“ Zuletzt holen sie Staubtücher und Besen, daß keine Spur des Spaßes auf dem blanken Parkettboden nachbleibt.

„Menele, häscht eppes z'esse? Der Hunger sitzt mir noch alleweil im Bauch von der Frau Schnäpple her! Oh, Menele, dees Lumpelebe! i kann's no net recht begriefe, daß es jetzet emol anderschter gaht!“

Menele ist gut versorgt; da ist Supp' und Fleisch und Mehl und Eier und Butter und sogar ein Glas voll G'sälz (Eingemachtes). Die Suppe braucht man nur zu wärmen, aber Bärbele hat solch ein Gelüst nach Flädlessupp', sie selbst muß die

*) Sommersprossen.

Flädle backen, daß sie den „Geschmack“ davon recht lang in der Nasen hat. Menele liest derweil das Tagblatt vor. Lauter große und breite Anzeigen: „Sauser im Stadium!“ „Freitanz.“ „Flotte Musik.“ Und hier im Drahtschmiedli: „Familienunterhaltung mit Froschschenkli, Hasenpfeffer, Rippli und Läffli. Sauser im Stadium.“ „Sauser!“ Sauser überall, Metzgete! „Die kleinste Kellnerin der Welt.“ „Tanzmusik.“ „Sauser!“ „Freikonzert.“ So eine ganze Seite, nein zwei, drei, vier große Seiten hinunter!

Und die Sonne lockt durchs Fenster herein, und überm grünen Zürichberg mit seinen bunten verstreuten Häusern und dem dunkeln waldigen Kamm liegt es wie Sommerduft. Die Mädchen rennen hin und wieder zwischen dem Herd und dem Fensterplatz.

Horch, das lustige Gebimmel! die Glocke thut's auf dem munteren Wagen mit den drei mächtigen, weingrün und lichtgelb bemalten Fässern; Blumensträuße schmücken Faß, Joch und Kutscher. „Aha, Menele, lug au do! das ischt Sauser! Ja, der Herr Sauser fährt vierschpännig, der ischt e nobliger Herr!“ Allerlei Lärm dringt herauf, Blechmusik und Getrommel, und dazwischen knattert's und knallt's. „Auf der Allmend wird g'schosse“, das trägt weit bei der reinen Luft. „Menele, jetzet kommt da e Wage mit lauter Schtudente! so veigele-

blaue Tellerle hänt's auf de Kopf! was sind's für e? wie seggt mer ihne?"

Die Mädchen stehen und drücken sich vor lachendem Vergnügen die Arme braun und blau. Und Bärbele erzählt ihr Abenteuer vom vergangenen Mai, wie sie mal an einem Abend zur Schneiderin hat laufen müssen und wie die sie hat wollen heimbegleiten zur Frau Schnäpple, weil's schon arg spät gewesen ist. Plötzlich sind ihrer zwei daherkommen mit Gesang und haben sie fürchten gemacht und verfolgt, daß die Schneiderin sich nicht umzukehren getraut hat! Immer hinter ihnen drein, die Lausbuben, Bärbele ist „fascht verschtickt", weil sie nicht hat lachen dürfen. Endlich haben sie Frau Schnäpples Hausthür verwischt und haben sich auf die Stiege gesetzt, aber die rauschige Kerle sind nicht gangen, immer haben sie am Schloß gemacht mit ihren Schlüsseln und sind ums Haus gestrichen. Wenn's die Frau Schnäpple gemerkt hätt', natürlich wär's Bärbele schuld gewesen. Aber zum Glück hat sie schon geschlafen, und mit Jammern und Schelten ist die Schneiderin da auf der Stiege hocken geblieben, und Bärbele neben ihr, bis Tag worden ist. Ja, die Mannsbilder sind halt wild und gefährlich; das Beste ist, wenn man sie recht zum Narren haben kann, so wie's Bärbeles Mutter immer gemacht hat. Die Ledigen sind ihr nach-

gestiegen, als sie schon große Kinder gehabt hat; ja zwei waren so versessen auf sie, haben sie wollen mit aller Gewalt freien! Es sind Marktbekanntschaften gewesen, die Mutter hat sich dort immer für eine ledige Person ausgegeben. Aber der Vater hat von dem Spaß nichts wissen dürfen, „der wär' bös' worden," sagt Bärbele, „der ischt 'n eifersüchtiger, mei Vatter, so einen nehm' i emol net, um die Welt net!"

„Ufpackt und furt!" Wie sie nun draußen sind, mitten im sonntäglichen Gewimmel, können sie's kaum begreifen, daß sie so lange gezögert! Halb drei. Ist's möglich, daß der Sonntag schon zur Hälfte herum ist? Wohin nun zuerst, wo's überall so lockend und schön ist? Musik aus allen Wirthschaften, Juchzer und Lachen, die Gärten, an denen sie vorüberkommen, noch voller Blumen, großen rothen und gelben Sternen auf langen Stielen, und darüber das rothe Weinlaub und der dunkelgrüne Epheu. Die ganze Luft duftet nach neuem Wein, just wie wenn die Reben blühen, es steigt zu Kopf und thut doch so wohl.

Dort steckt wieder ein grüner Busch als Wahrzeichen vor der Thür. Sauser im Stadium! „Gehen wir hinein, Bärbele?"

Aber nun werden sie zaghaft. „Wir zwei so alleinig, ohne Mannsbild — s'ischt fascht e bitzle fatal."

„Ha, 's macht nüd! komm halt!“ Ja, da drinnen ist's possig, aber gar eng und heiß, man sieht einander fast nicht vor Tabaksqualm. Platz gibt's keinen. Sie werden angestarrt und zum Sitzen geladen, aber Menele wird's angst, sie zupft Bärbele am Aermel „sag nein“, Bärbele gibt übermüthigen Bescheid: „Nachher will i lieber nix und ins Bett!“

„Hoho, Schwobemaitli!“ lacht's, „thuescht Di fürchte?“

Rasch leeren sie neben dem Schenktisch im Stehen ihren Schoppen, und dann wieder zur Thür hinaus. Die Backen sind glühroth, allen beiden glänzen die Augen, und die Welt scheint noch einmal so bunt und lustig. „Jetzet hänt mer doch emol Sauser im Schtadium probiret! Gelt Menele, er ischt guet? e bitzele räs, gelt Du? Ha, mir isch wohl, Menele, — jetzet, was schtellet mer nur an?“ Ueber Bärbele ist eine ausgelassene Lustigkeit gekommen. Sie begreift's sehr wohl, daß die da ganz laut singen, mitten auf der Straß'. Sie möcht halt' einstimmen, sie könnt' jetzt grade tanzen, da im hellen Sonnenschein auf dem Weg, zwischen all den Menschen. Ha, was kümmern sie die Menschen? Die sind ja auch lustig, und mehr als einer hat sie gar wohlgefällig und freundlich angesehen.

Nur Menele will nicht so recht, sie seufzt: „Wenn auch nur mein Schatz bei mir wär'." „Ha Du! fängscht mir so eppes an? Schatz hin, Schatz her! mir ischt heut emol wohl, gestern bin i noch im Hungerthurm gwe, und morgen, wer weiß, bin i im=e=neue G'fängniß, aber heut — heut bin i frei, und mir ischt so wohl, sauwohl isch mir, Menele, i mueß heut noch eppes a'schtelle, das sag i Dir!"

Menele lächelt schelmisch: „Hast 'n Rausch, Bärbele!"

„Ha, woher? e Viertelsschoppe macht no' lang kei' Rausch. Ho, die Tschinke!*) nein, sind die wüescht ang'leget!**) aber sie musiciret fein mit ihre Affejäckle!"

Das Neapolitaner=Quartett spielt im Wirthschaftsgarten, die zwei Mädchen stehen mit vielen andern am Gitter draußen und sehen sie streichen und Tanzschritte machen. Die rothen Schärpen flattern, und die phrygischen Mützen leuchten auf den schwarzen Locken. Eine unersättliche Freude spielt auf Bärbele's Gesicht. Sie klatscht laut in die hartgearbeiteten Hände, und als der Tellersammler in ihre Nähe kommt, wirft sie ihr Zwanzigrappenstück hinein. Der fremde Musikant blickt ihr dreist in

*) Italiener.
**) gekleidet.

die Augen, da wird sie roth und lacht hell auf, um es zu verbergen. „Der Tschinke wär' net übel, wenn er daherkäm' wie en anschtändig's Mannsbild", sagt sie Menele laut genug, die Umstehenden lachen; ein jugendlich zugestutzter Reisender streicht sich den grauen Spitzbart und drückt sich den Zwicker fester auf die Nase; zudringlich schiebt er an die zwei hübschen Mädchen heran. Aber Bärbele's hellblaue Augen gucken über ihn hinweg, als wenn er ein Laternenpfahl wär'; dort vom See herüber zieht die Dampfwolke des abstoßenden Dampfers, und die Glocke läutet aus: „Ha, Menele, fort ischt er! jetzet kommen wir nimmer auf Küsnacht! und i bin noch nie z' Küsnacht gwe, auch net in Herrliberg, no net emol in Erlebach. Und wer weiß, wann i emol wieder frei bin! die neue Schtell — morge! morge bin i wieder eig'schperrt!"

Sie seufzt und dreht doch dabei den Kopf nach rechts und links, und groß und bewundernd starren die Augen. Sie ist wie im Fieber. All das ringsum — dieser Sonnenschein, diese bunte Welt, diese Heiterkeit in Himmel und Erde, wenn sie's nur auffessen und austrinken könnt! denkt sie und hat sie doch schon in sich selbst, die lachende rücksichtslose Lebensluft, die um sie herumwogt.

Sie reißt ihre Gefährtin mit an die Quaitreppe, der See glitzert wie eine Silberschale und

gibt blendende verschwommene Bilder; die grünen Uferlinien und darunter in dunklem Schieferblau die Vorberge, über den Himmel spielen weiße Wölkchen, die Alpen liegen in leichtem Dunst.

Menele deutet auf die vielen bunten Ruderboote hinab: „Da schau, wie die Schiffli so sanft fahren, i möcht Schiffli fahren, viel lieber als mit dem Kaminfeger da, Schiffli fahren ist halt mein allerbestes, mein Schatz hat's mich g'lernt."

„Du kannscht Schiffli fahre?" staunt Bärbele in der Gefährtin träumendes Gesicht, „warum hascht mir's net schon lang g'sagt? Jetzet mueß g'fahre sei'! Menele schieb!"

Sie springt voraus, dort ist ja eine Bootvermietherin, aber die kleineren Boote sind alle vergeben, ein ziemlich großer schwerer Kasten wird herangezogen, und Bärbele kreischt und lacht, wie er schwankt beim Einsteigen. Menele hat die Riemen genommen, sie macht ein paar kurze flache Schläge damit, die Quaimauer ist noch so nah.

Dann, wie sie draußen sind, taucht sie tief und kräftig und lang ausholend ein, ihr Gesicht röthet sich, wie das Boot schnell und glatt vorwärts gleitet.

Sie fängt an zu summen: „Auf ebener Bahn und mit Rosen bestreut" — bricht ab, seufzt und senkt schuldbewußt den Blick vor Bärbeles lachenden Augen. „'s ist 'n schönes Lied, aber ich weiß

nicht, wie's weiter geht, mein Schatz hat mich's g'lernt."

„Aha, scho wieder der Schatz! Wenn i en nur auch kenne thät! aber lueg auch do, wie's schön isch, Menele. Nein, wie mir sowohl isch, i ka's net sage."

Sie warf die Arme in die Höhe und sang schmetternd hinaus:

„Heut isch mei Bündelistag,
Morge isch mei Zeit!
Wenn i au reise mueß,
Reis' i net weit!"

Dort aus den Rebbergen klang Jauchzen und das Knattern und Prasseln von Feuerwerk; Kinder und Mädchen in hellen bunten Kleidern bewegten sich zwischen dem schönen rothgelb und grün glänzenden Laube. „Sie wimmen*) noch, aber nur so zum Vergnügen, weil's Sonntag ist und die Kinder en Trauben möchten," sagte Menele; „ander' Woch' schicken mir meine Leut' von derheim auch ein Kischtle, 's ist versprochen." Und dann wieder: „Auf ebener Bahn und mit Rosen bestreut" — eine ganze Weile.

Die Wellen zogen so sanft — jetzt, wo die Sonne schon tief über dem Uetli hing und die Wolken röthete. Sie kamen angeflogen, schieferblau und wolligweiß und reihten sich wie eine

*) Traubenschneiden.

Herde rund um die Sonne, und dann gewannen sie plötzlich Rosenfarben und goldigen Glanz und standen da, verklärt, durchglüht.

„Lueg au do, die glänzige," sagt Bärbele blinzelnd; sie weiß es ja nicht, daß auch ihr Gesicht leuchtet vom Abglanz der Abendsonne.

„Ich wollt', mein Schatz wär' da," seufzt Menele, „ich hab's Heimweh"; sie blickt nicht nach dem Himmel, sondern in sein farbig gleißendes Widerspiel, da kommen all die blauen, purpurnen, grünlich-goldigen Flecke geschwommen, sie sind in ihrem Boot mitten drin. Bärbele seufzt auch, halb unbewußt. „Grad jetzet mueß i an d'alt Schwenkfelderin denke, wo mit ihre rothe Bändle ummezieht, der arm alt Runzelbalg!"

Sie horchen hinaus, irgendwo auf dem Wasser wird gesungen. „Vo mine Berge mueß i scheide" — tönt es klagend und weich. Bärbele fährt sich über die Augen. „I mein', 's sei zu traurig, und mir ischt auch so dumm worde, vor lauter Freude; i könnt grad brülle."

Sie bricht ab, und auch der schöne Gesang ist unterbrochen worden. Da rudern drei Burschе mit glänzenden erhitzten Gesichtern und schreien mit gellen rauhen Stimmen: „Mer san aus Bäretschwil! Mer san aus Bäretschwil!" nichts als diese eine Zeile, aber in allerlei seltsamen Melodien.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Mädchen lachen widerwillig. „Jetzet lueg auch die Lausbube, Menele.“

Sie legt beide Hände an den Mund und ruft den Burschen mit durchdringender Stimme zu: „Halt' die Schnorre!“*)

„Bärbele hast 'n Rausch? Was willst mit dene anbinden?“ sagt Menele erschrocken, „da, sie schauen her, sie haben's g'hört, so kannst nicht sein.“

„Angschthas'! Haseherz! meinscht, i thät mi fürchte? Ho, die schreien scho wieder, die Kerle von Bäretschwil! Isch das eppes widrig's! Heb die Schnorre! sag i.“

Sie springt halb in die Höh', schwankt in dem schaukelnden Boot und sinkt gleich wieder auf ihren Platz.

Die Burschе rudern jetzt schnell, halten grade auf den Kahn der Mädchen zu. Bärbele zappelt vor Uebermuth mit den Füßen. Halb war ihr's zum Weinen eben, und jetzt lacht sie wieder laut.

Sie nickt der Gefährtin zu: „Menele zieh! die Lausbube wolle uns vorkomme.“ Und dann singt sie wie toll:

„Ui! hätt i 'en Schatz
Und e bitzele Geld!
Alleinig isch jo kei' Freud auf der Welt.“

*) Maul.

Aus dem Boot der Burschen antwortet ausgelassenes Gelächter. Einer von ihnen — er sitzt am Steuer — starrt mit kleinen pfiffigen Augen nach dem Mädchen, und plötzlich beginnt er in zärtlich meckerndem Ton: „Mädle ruck ruck ruck an meine grüne Seite! I hab Di gar zu lieb, i mag Di leide!“ Nun winkt er gar dazu.

Bärbele beginnt, unruhig zu werden, sie greift nach dem zweiten Ruder, das Menele hält, denn jenes Boot ist ganz nahe gekommen; Menele keucht; dunkelroth ist ihre Stirn und voller Perlen.

„Bärbele, die haben jedenfalls e Rausch, aber laß mir mein Ruder, Du verstehst's noch nicht.“ Es gibt einen kurzen Kampf, bis Bärbele ihr das Ruder entwunden hat und nun ganz geschickt und kraftvoll einschlägt. Sie kommen schneller vorwärts, Bärbele lacht wohlgemuth. „Die möcht i emol ploge! Heda! Bäretschwiler ihr!“

„Mädle ruck ruck ruck“, lockt es ganz nahe, all die drei singen jetzt in demselben neckenden meckernden Ton.

„Ho! wann hänt mer mitenander d'Säu gehütet, daß Sie mi butzet?“, lacht Bärbele.

„Im Schwobeland butzet mer d'saubere Mädle! bloß d'wüeschte net.“

„Im Schwobeland? sell isch verloge. I bin selbscht vom Schwobeland.“

„I au! i au! und i!“

„Ha, 's isch jo net wahr, Sie sind von Bäretschwil!“

„Hohoho!“ lachen die Burschе, und das Absingen der Bäretschwiler Nationalhymne unterbricht das Gespräch. Bärbele hält eine Hand ans Ohr.

Darüber hat sie lässiger gerudert, und die andern sind jetzt Seite an Seite mit ihnen.

„I bin von Bopfinge!“ sagt der am Steuer.

„Ha, isch es wahr, daß dene Bopfinger 's Hirn mit Heu ausg'schtopft ischt?“ ruft Bärbele.

In den kleinen rothunterlaufenen Augen des Burschen glüht es auf: „I komm denn emol zu Dir, no kannscht Di überzeuge.“ Er streckt den Arm aus, als möcht er das Boot heranziehen.

Bärbele packt abwehrend ihr Ruder. „I dank beschtens! i könnt kei' B'such annehme. Wenn Sie noch e Weil' so furtmachet, no überzeug' i mi schon.“

Der Bursch lacht halb widerwillig: „Ho, Mädle, Du bischt e G'salzene, no krieg' i denn Durscht.“

„Sauserdurscht? den han i auch! Oh!“ Bärbele saugt die Luft mit geöffneten Lippen ein, der Bursch thut, als spitze sie den Mund ihm entgegen, er macht's nach. „Durscht auf e Busserle!“ schreit er. Die beiden Boote schwimmen fast Bord an Bord.

„Pfui, nei', wie scheußlich!“ Bärbele wischt sich schnell und mit großer Umständlichkeit den Mund.

Plötzlich greift sie in die Tasche und wirft dem Dränger etwas ins Gesicht, daß es pflatscht: „E Butz kannscht ha', do hescht e Butz!"

„Wart jetzet! das sollsch mer büesse, du Nickel!" schreit der Getroffene, und auch der zweite im Boote drängt sich auf die Seite zu ihm, daß sich's bedenklich neigt, „jetzet komm i emol!" Seine Finger krümmen sich zum Voraus wie ein Haken.

„Zieh Menele, zieh! der Bopfinger kommt! der Bopfinger macht Mändle! Mer brauche ihn nitte! De Trumpf! Nei' Herr Bopfinger, Du g'fallscht mer net!" triumphirt Bärbele mit glühenden Backen.

Noch einmal sind sie ihnen entkommen, aber nun geht's den Burschen an die Ehre. Bosheit und Begier glitzert in den Augen des Verhöhnten.

Und just schießt eine Dampfschwalbe heran, quer durch ihre Fahrlinie.

Noch ein Ruderschlag, und die Boote sind aneinander, da gibt's kein Ausweichen mehr, die Kähne schaukeln, das Wasser wogt heran, vom Dampfer aufgestaut. Bärbele denkt nicht an Gefahr: „Hihihi!" lacht sie und macht den Burschen eine lange Nase. Aber nun ist's gar.

„Heilig's Donnerwetter! willst Du Dei' Schnaube la'n?" Der Bopfinger brüllt's und springt taumelnd und ungeschickt aus seinem Boot hinüber in das der Mädchen.

„Jesses, Maria und Joseph!“ gellt Menele, hoch auffahrend und plötzlich verschwindend, Bärbele fühlt den Rand des Bootes hart gegen ihre Knie schlagen, dann ist da kein Boden mehr, vor den Augen schwindelt's, Sausen und Toben und Eiseskälte um sie herum, eine steile dunkelgrüne glatte Wand, an der sie blitzgeschwind hinabgleitet, hinab, hinab in endlose Tiefe. — —

Dann ist sie wieder oben, den Kopf überm Wasser, blendend sticht ein Abendstrahl in die verzweiflungsvoll aufgerissenen Augen, wild und hülflos tasten die Hände nach einem Halt, sie will Hülfe schreien, aber eine Welle dringt ihr an den Mund, sie versinkt wieder, kommt wieder herauf, klammert sich blind an und — fühlt nichts mehr, eine lange, lange Zeit. — —

Wie lange? wer kann das sagen!

Sie nicht.

Sie weiß nichts von sich, wie sie nun allmählich wieder wach wird.

Nur schwer ist ihr und huh! wie kalt.

Ganz schaurig.

So eng und naß und so schwer auf dem Herzen.

Wovon bin ich so naß worden? will sie fragen, aber die Lippen fliegen so, und auch die Zunge zittert, — huh! ist das kalt.

Und all die Kleider — das klebt ja — was ist doch mit mir? Sie seufzt laut und schluchzend.

Da hört sie eine Stimme: „Sie kommt zu sich.“ „Menele bischt es Du?“ murmelt sie und versucht die Lider zu öffnen. Wer ist denn da? Eine fremde Stimme? Und ein fremdes Gesicht — wer spricht denn mit ihr?

Sie macht eine heftige Bewegung, sinkt wieder zusammen — es ist so schwer, sich zu rühren, so schweres Herz. Wenn doch die Zähne nicht so klappern wollten, sie möcht' etwas sagen.

Ist das ein Mann, dort, der sie so ansieht? eben war doch ein Fräulein da.

Fährt sie im Wagen? Es stößt und schüttert, aber ganz angenehm.

Nein, sie muß sich aufrichten, muß dies Eis los werden, das ihr noch immer die Brust zusammendrückt.

Sie öffnet gewaltsam die Augen, sieht an sich hin — was sind das für graue Tücher um sie herum? sieht einen älteren Mann mit einer Brille und ein ernstes junges Fräulein, die sie voll Theilnahme betrachten. — —

Auf einmal weiß sie alles. Im Boot — im See — im Wasser — huh! die Kälte und die Angst! Aber nun — warum ist sie hier allein mit den Fremden? Ein grauenhafter Schrecken packt

sie: „Menele! wo bischt? oh, Menele ischt net do! Fräulein, Fräulein, wo ischt mei' Menele?"

Der fremde alte Herr macht eine beschwichtigende Handbewegung: „Ruhig halten. Nicht aufregen. Wie geht's Ihnen denn jetzt?"

Bärbele starrt ihn an, dann das Fräulein, das den Kopf gesenkt hält. „I weiß scho', wie's mir gange ischt, o Du mein! Bin im See gwe'; — — hänt Se mi usezoge? Aber — mei Menele, meine Kamrädin, wo mit mir im Boot war, wo ischt sie?"

Der Herr zuckt abwehrend die Schultern: „Nicht gefunden bis jetzt; man sucht noch."

„Net g'funde? Oh, Du mein Heiland! No kann i net mit Ihne gah', no will i's suche! Heut isch mei Bündelistag — Sauserſonntag — i mueß furt."

Mit Händen, die im Schüttelfrost beben, versucht sie die Wagenthür zu öffnen.

Eine warme Hand legt sich auf die ihren: „Es hilft nicht mehr. Sie müssen sich drein schicken. Danken Sie Gott, daß wir Sie retten konnten."

Da schlägt sie in lautem Jammer die Hände vors Gesicht, und schreiend tönt's von den bläulichen Lippen: „Oh, läg' i drunte für Di, Menele! O wenn i doch auch schterbe thät! Warum hänt Se net lieber mein Menele us 'm See zoge!"

Heimweh.

Wir wandern, wir wandern, wir wandern mit Hurrah!" Die Freundinnen nageln die Koffer zu, die alten, die hier bleiben; die beiden ordentlichen zum Mitnehmen stehen schon fertig geschlossen inmitten des verwüsteten Zimmers; ein großer Korb mit einem Zettel, der die Aufschrift trägt: „Venezia" und ein brauner Lederkoffer mit dem Vermerk: „Napoli". Die Buchstaben leuchten in feurigem, freudigem Roth, die Backen der beiden Freundinnen glühen, sie hämmern und singen, es schallt nur so durch das Haus. „Morgen um diese Zeit!" ruft die Eine, und einen Augenblick lassen beide ihr Handwerkszeug sinken, schauen sich an, fahren aufeinander zu und umschlingen sich: „Wir wandern, wir wandern, wir wandern mit Hurrah!"

„Oh, mein Zuckerthier, freust Du Dich? Glaubst, daß es wahr wird?" „Wenn wir im Wagen sitzen, eher nicht, — am Ende kommt der Kerl von Spediteur zu spät, oder die Pflanzen werden nicht mehr abgeholt — ich hab' immer solche Ahnungen, weißt Du!" „Oh, Du Kolkrabe!

oh Du Unglückskrähe! oh Du ekliges kleines Pogütz! Was krächzt sie nun wieder, statt zu singen! Denk doch, Zuckervieh, Venedig! wenn wir über die Brücke fahren — erst Mestre oh, und dann — es ist natürlich Abend, die Sonne gerade im Untergehen; auf dem purpurrothen Himmel steht die weiße Salute, so feierlich, so himmlisch still" —

Die Sprecherin bricht plötzlich ab, ihr Gesichtsausdruck verändert sich, sie legt der Freundin die Hand auf die Schulter: „Hör' doch mal! scht! weint sie wieder? wahrhaftig? ist das Bärbele?" Ja, es weint und schluchzt draußen; die zwei Frohen schlagen die Augen nieder; „lieber Gott, das arme Ding! aber was soll man denn thun? es ist mir furchtbar leid!"

Mit dem Hammer in der Hand ist die Eine schon in die Küche gelaufen, nun kommt die Andere nach: „Aber nein, Bärbele, das müssen Sie doch nicht thun! das geht doch nicht!"

Bärbele ist auch an ihrem Koffer beschäftigt, die Schuhe und Kleider liegen auf dem Küchenboden verstreut, sie wirft sie gedanken- und gefühllos in den offenen Behälter und schluchzt zum Erbarmen, sieht weder rechts noch links, wo die Beiden reumüthig, mitleidig an ihr zupfen.

„Bärbele! nicht doch. Sie sollen mal sehen, Sie kommen in eine gute Stelle! Drei Backfische,

das ist ja viel lustiger als bei uns! Sie hatten es doch einsam hier! Wir wollen es den Leuten noch extra in einem kleinen Brief schreiben, wie gern wir Sie gehabt haben. Ella, schreib' mal gleich! Wie ist die Adresse, Bärbele? Sie wissen ja, wir hätten Sie gern mitgenommen, aber es geht doch nicht."

Bärbele murmelt dazwischen: „Ich weiß es ja wohl, ich weiß es schon; aber warum muß mir's auch immer so scheußlich gehn! Wo i gern bin, do muß i halt furt, wo's wüescht ischt, no thun 's mi b'halte! Und i möcht auch emol eppes sehe und höre, i möcht auch emol mitreise und in d' Welt fahre, und i gang nach Amerika, und i wollt', i wär schon dort!"

Sie wischt sich heftig die Augen, es ist etwas Herausforderndes in der Art, wie sie ihre Sachen in den Koffer wirft.

Hinter ihrem Rücken schneiden die zwei Freundinnen mitleidige, bedauernde Gesichter.

„A so e Schtell' krieg i nie net wieder, i weiß es ja scho," seufzt Bärbele, „do wird mer wieder ummeg'schtosse und 's ischt a so a u'heimelichs G'fühl ame neue Ort. I wollt, i wär' wo's Menele ischt, oder Se hättet mi könne mitnehme, aber 's ischt zu theuer, i weiß es ja wohl! I hätt' Ihne kochet, die italienische Küch' ischt a so g'schpässig, säggt

mer, i weiß es ja net, i ben net dort gwe', aber die Fräulein Ella hat doch ſo e heikele Mage, i glaub's net, daß Ihne die italieniſche Küch' gut thuet. Und nähe — i hätt' nähet, — die Fräulein Ella hett's jo ſelber g'ſäggt, daß i e Gab' für's Schneidern ha'n. Se haent doch net d' Zeit dafür auf ſo e Reiſ', — i hätt' nähet!"

Das Schluchzen bricht plötzlich ab, denn Jemand hat die Hausthür geöffnet, ohne zu läuten. Bärbele eilt hinaus. „Fräulein, die Gärtner! Soll ich den großen Philodendron nicht ſelber d' Schtege abetrage? 's wär' ſchad' dafür."

Auch die Freundinnen packen ein paar Lieblingspflanzen jede; das Zimmer wird immer leerer, immer unwirthlicher, ein herbſtlicher Sturzregen nach dem andern praſſelt an den Scheiben hinunter.

„Na, wenn's in Italien auch ſo ſtürmt!" „Ach, mein Lamm, das iſt für uns ja Frühlingswind!" Und mit halblauter Stimme beginnt ſie zu ſingen: „Der Frühling naht mit Brauſen."

„Scht, Lili, doch nicht auf der Treppe! Und das arme Bärbele — ſcht!"

Bärbele mit hängender Unterlippe und rothen Augen kommt wieder herauf: „Fräulein, der Gärtner hat mi g'froget, ob er mi am Sonntag ſchpaziere führe därf — aber i weiß ja net wohin und woher."

Die Freundinnen tauſchen einen lächelnden Blick. „Wenn's 'n anſtändiger Menſch iſt, warum nicht, Bärbele.“

„Anſchtändig wär' er ſcho', aber's iſcht ja noch e Bueb!“ brummt das Mädchen geringſchätzig. Dann geht ſie mit einer neuen Ladung Töpfe hinaus, und dann plaudert und lacht es draußen, halblaut, aber gar nicht traurig — recht bekannt klingt's.

„Arm's Bärbele, möcht' es ihr gut gehn!“ „Oh, ich hoffe, ja! das kleine Mädchen mit den ſchnell getrockneten Augen — das iſt ein guter Name für ſie. Sie iſt ja auch jung.“ Und allmählich leiſe, nach und nach lauter ſingen ſie wieder, Wanderlieder, Sehnſuchtslieder, und Bärbele draußen, die nicht mehr ſingen kann, ſeit ſie im See gelegen, pfeift wie ein Bub, bis nun auch die Kiſten fortgetragen werden, Stück bei Stück. —

„Der Wagen! Lili, biſt Du fertig? Bärbele, laſſen Sie den Kutſcher allein tragen, Sie ſollen ſich nicht ſo abſchleppen! Und wenn Sie gekehrt haben, ſchließen Sie ab und geben dem Hausmeiſter die Schlüſſel. Schreiben Sie mal, Bärbele, wie's Ihnen geht. Nach Venedig, hören Sie? Und vielleicht, wenn wir zurückkommen — ja ſo — das iſt wohl noch lange hin — nun ich wünſche Ihnen lieber eine bleibende Stelle. Wir haben

Sie ſehr gern gehabt, Bärbele. Ach, da weint ſie wieder! Adieu! Adieu! Sie werden's gut kriegen, Bärbele! Paſſen Sie nur auf! Adieu!"

„Lebet Sie wohl, Fräulein! glückliche Reiſ'!"

Der Regen ſtrömte; um die Straßenecke blies ein kalter Nordweſt, der Kutſcher kniff das Mädchen heftig in den Arm und ſtieg dann mit pfiffig-unternehmendem Geſicht auf ſeinen hohen Sitz. Mit geſenktem Kopf, mechaniſch den Arm reibend, ſtand Bärbele da und ließ ſich naßregnen; zuletzt ſchlug ſie die Schürze über ihr Geſicht und rannte zurück in das verlaſſene Quartier. „Was brauchtet die jetzt in der Welt ummez'fahre!" murmelte ſie zornig. Dann ſetzte ſie ſich auf ihren Koffer und weinte.

„Jetzt bin i a ſo verlaſſe! Wie wann i da her komme bin! Was hat mer in der Welt? Hier bin i daheim gwe', hier hant s' mi gern g'ſehe, — zu was thun Einen die Leut' auch ſo verwöhne, wenn's doch 'n End' nehme mueß! Mordſchlecht iſcht mir's worde, i möcht e Bier! Aber i bin z' faul, eins z' hole, und i ſchenir' mi halt au'!" Seufzend ſtand ſie auf und that ihre Arbeit, die letzte hier im Haus. Das war eine gute Zeit geweſen, dies letzte Jahr. Wie iſt ſie damals hier angekommen, am Tag nach dem Unglück auf dem See! Kaum daß ſie hat ſtehen können, blaß wie

eine Leiche, das Essen hat sie im Halse gewürgt, und Tag und Nacht hat's ihr geträumt: sie liegt wieder im See und fühlt Meneles Hände um ihren Hals und hört Meneles Todesschrei. Und keuchend und schweißgebadet reißt sie die Augen auf und schreit: „ach nein! ach nein!" und sie fühlt, Meneles Hände sind los, und sie greift und tastet, und Wasser dringt ihr in den Mund und erstickt ihren Hülferuf. Wie wär's ihr auch ergangen ohne die zwei Fräulein! Sie haben sie gepflegt und beruhigt, ihre Gewissensangst beschwichtigt, ihre Schuld von ihr genommen. Sie haben's gefühlt und geglaubt, daß sie nichts Böses gemeint hat, und daß ihr das Herz so weh, so weh gethan hat um das ertrunkene Menele. Sie haben ihr den Jammer tragen helfen, als Meneles Vater gekommen ist und mit ihr geredet hat; sie haben ihr geholfen, den Brief schreiben an Meneles Schatz, der gar verzweifelt gethan hat, weil er nicht hat zum Begräbniß kommen können. „Wie wär' i denn so schnell drüber wegkomme, wenn die Fräulein mir net g'holfe hättet!"

Ein kleiner, runder Spiegel fällt Bärbele in die Hände, den haben die Fräulein vergessen. Sie blickt hinein, und unwillkürlich glättet sich ihr schmerzverzogenes Gesicht. „Nei', wie — n — i dick worde bin in dem letzte halbe Jahr! der Metzger

ſagt's auch: Sie ſtehe in gutem Fuetter, ſcheint's!" Außer einer kleinen Heiſerkeit hat das ſchlimme Bad nichts hinterlaſſen, Bärbele ſieht's ſelber, daß ſie hübſcher iſt als je.

Darüber ſind die Thränen verſiegt. „Es hat ja keinen Werth net! Ha, der Gärtner, der dumme Bub, warum iſt er nicht fünf Jahre älter? dann könnt man mit ihm reden. 's iſcht e netter Bub ſonſt, ſo ſchöne blaue Auge, nur daß er die dicke Zung' hat und die Worte ſo langſam herausbringt iſcht dumm. Er lipplället halt." Bärbele ahmt ihm nach und muß ſelber lachen. Aber dann blickt ſie ſich mit gezogener Stirn um — es klingt ſo grell und laut in der leeren Wohnung. „Ach meine Fräulein! jetzet ſind ſie ſchon abdampft. Vielleicht g'ſeh i 's noch emol im Lebe! vielleicht net. Wenn i nur auch wiſſe thät, was ſe über mi g'ſchriebe hänt, aber der Brief iſch zupappt!" Bärbele beäugelt ihn von rechts und links, kopfſchüttelt, ſeufzt und legt ihn wieder hin, um ihr Portemonnaie herauszuziehen und ihr Geld zu zählen. Gerade hundert Franken. Soviel! Ja, jetzt hat ſie das Gute davon, daß die Fräulein niemals Geld hatten. Nun hat ſie Alles auf einmal. Aber freilich, der Schuſter hat ſie auch ſchon gemahnt, und bei der Schneiderin iſt ſie noch ſchuldig. „Die übrige ſiebzig Franke thu' i halt auf d' Schparkaſſ'. Halt,

da klingelt's, wer isch es? Ach, die Dick da, das Maitli von oben! komm herein, Dicke, i tanz' hier den Kehraus!"

Die Dicke, die ganz aussieht wie eine untersetzte Jahrmarktpuppe mit dunkelroth lackirten Backen, wirft blanke Blicke auf das Häufchen Silbergeld, das noch von dem Kofferdeckel prahlt: „Du, hescht net zwanzig Franke für mi übrig? I sollt halt wieder d' Koscht zahle, weißt."

Die Dicke hat einen Buben von zehn Monaten, draußen in Zolliken, — Bärbele hat ihn auch schon besucht und tanzen lassen, daß er laut gejauchzt hat, der kleine blasse, vernachlässigte Bub. Gleichmüthig nimmt sie das Verlangte von dem Haufen. „Do hescht, vier Feifliwer, Dicke. Aber i brauch's halt au; muescht mer's wiedergebe, wann D' Dein Lohn kriegscht. Es hat ja noch Zeit, i brauch's ja net gleich!" beeilt sie sich hinzuzusetzen, da die Dicke ein wenig betrübt ausschaut, „nimm's nur, i lehn' Dir's gern, i weiß Di jo z' finde."

Die Dicke klagt sich aus. Alles verzehrt der Bub; solch ein Unglück, seit anderthalb Jahren hat sie sich kein Stück mehr angeschafft. Und die Frau ist so wüst mit ihr, weil sie von dem Kinde weiß und ihr nun Alles aufhalsen darf. „Oh, wenn i das vorher g'wißt hätt'! Aber gelt, Bärbele, Dir langt's noch zu 'em Maßl, i han heut no net's

Tröpferl Bier kriegt!“ Und die Dicke ſpringt, ganz behend und leiſer, als man's ihr zutrauen ſollte, in die Wirthſchaft am Eck', und drei volle ſchäumende Seidel bringt ſie herauf. „Dir eins, mir eins und dem Bub'n eins.“

Bärbele lacht, die Dicke hat halt ſo Einfälle. Und mehr als ein Glas verträgt Bärbele jetzt nicht. „I bin ja bei dene Fräulein abſchtinent worde.“ So ſchlürft die Dicke eben zwei und läßt ſich dabei nicht ſtören durch die Rufe der Frau, die heftig und durchdringend durchs ganze Haus nach ihr ſchreit. „Wart' Du nur, i mueß auch oft auf Die warte, wann D' mir ſo lang mit'm Nachteſſe trödelſt!“ Die Dicke! Man muß immer lachen über ſie, ſie iſt gar zu frech. Mit dem Seidel in der Hand läuft ſie jetzt an die Gangthür und ruft: „Gnädige Frau, grad' komm' i!“ Sie ſtellt das leere Gefäß klirrend auf den Boden. „Adjes, Bärbele, i wünſch' Dir guete Zeit. Aufs Wiederſehe!“ Und huſch, die Treppe hinauf. Bärbele aber rennt ins Wohnzimmer, reißt die Thür auf und bleibt ganz ſtarr auf der Schwelle ſtehen. Es iſt ja leer, die Fräulein ſind ja weg, ſie kann's ihnen nicht mehr erzählen, daß ſie der frechen Dicken, mit der ſie nicht umgehen ſoll, zwanzig Franken geliehen und ihr ein Bier gewichſt hat. Immer hat ſie ihnen Alles erzählt, und ſie haben's angehört, war's recht oder unrecht.

Seufzend schleicht das Mädchen in die Küche zurück; jetzt kommen halt andere Zeiten. Ha, die Aushülfsstelle für vier Wochen, darauf ist ihr angst! Die Dame hat sie von oben bis unten angeschaut, wie sie sich vorgestellt hat, und immer wieder hat sie von der Bescheidenheit geredet. „Niemals ohne anzuklopfen ein Zimmer betreten, und beim Serviren Handschuhe tragen, weiße baumwollene Handschuhe, der Herr ist das so gewohnt.“ Ich hätt's nicht annehmen sollen, denkt Bärbele, während sie gähnend und unlustig und halb im Taumel nach dem Besen sucht. Aber der andere Platz ward doch erst nach einem Monat frei, da hätt' sie ja's Geld bis auf das Letzte verzehrt! Im Bier war was, denkt sie, ihr ist dumm im Kopf d'rauf worden; die Fräulein haben Recht, man sollt' fast kein's trinken. Und dunkel wird's auch, und so still und einsam rundum.

Nun ist sie doch froh, wie sie bei der neuen Herrschaft in den Hausflur tritt. Im Wohnzimmer wird Klavier gespielt, zwei Hunde bellen laut und kratzen an der Thür; Alles ist erleuchtet, sie hat schon dreimal geklingelt, ohne daß sie Einer bemerkt hätte. Endlich kommt ein Herr im carrirten Schlafrock an die Glasthür und ruft mit ängstlicher Stimme; „Wer ist da?“ „I bin's!“ Die Hunde bellen und fahren gegen die Thür, der Herr hat

etwas gefragt, aber Bärbele verſteht nichts. „Ihnen Ihre Aushülf'!" ſchreit ſie mit lauter Stimme. Endlich öffnet man. Die beiden gelbweißen Terrier fahren kläffend an ihr in die Höhe, ziehen ſich aber plötzlich mit Geheul zurück. Der Herr ſchwingt eine Peitſche: „Wollt ihr gleich, ihr Beſtien?" Seine kleinen Augen funkeln zornig. „I ben Ihre Aushülf'!" wiederholt Bärbele, noch immer auf der Schwelle; für ihr Leben gern kehrte ſie um.

„Sie können herein kommen!" ruft es aus dem offenen Salon, „die Lampe brennt in der Küche, die Hunde haben keine ſcharfen Zähne; komm' herein, Doctor!" Der Herr im Schlafrock gehorcht und treibt die zähnefletſchenden Terrier mit der Peitſche vor ſich her. Bärbele ſteht in der Küche: „Da ſieht's emol aus!" Ja, freilich iſt Alles drunter und drüber. Die Hausfrau kommt in ihrer ganzen kurzathmigen Korpulenz. „Waſchen Sie das hier ab, und räumen Sie gründlich auf. Im Uebrigen werden Ihre Dienſte heute nicht weiter beanſprucht; um halb ſechs morgen früh kommen Sie herunter, Ihre Manſarde iſt oben, Sie können ſich nur dort erkundigen." Bärbele ſieht ihr nach, dann blickt ſie auf die Menge ungeputzten Geſchirrs. Im Salon ſingen ſie zweiſtimmig: „Wie berührt mich wunderſam"; die Hunde heulen zur Begleitung. Ueber der Arbeit

wird's Mitternacht; todtmüde und hungrig tappt sie nach oben, klöppert an drei Mansardenthüren, findet endlich die rechte. Aber fast prallt sie zurück vor dem leeren dumpfen Raum. Da sieht's aus wie im Gefängniß, nichts als ein unordentliches Bett unter der schrägen Wand und ein leerer Krug daneben. Bärbele lacht ingrimmig: „Net emol e Nachtesse hänt s' mi gebe, und hier ischt kei Lavor, net emol e Schtuhl! Ihre Hund' gebe sie's g'wiß besser! Aber i han's gewißt, daß i's jetzet schlecht krieg', i han's gewißt!" Zornig und widerwillig legt sie sich auf das unsaubere Lager und weint sich wie ein Kind in Schlaf. Ja, an die vier Wochen wird sie denken! Gleich am anderen Morgen hat sie den Katechismus für Dienstboten gekriegt zur Erlernung eines bescheidenen und demüthigen Betragens; d'rauf ist sie nach ihrer Konfession befragt und in die Frühpredigt geschickt worden. „Ein Wesen ohne Religion kann mein Mann, der Doctor, nicht um sich dulden, und wenn es auch nur ein Dienstmädchen ist." Bärbele ist sich nie so elend, so heruntergesetzt vorgekommen, wie auf dem Platz. Und der Bub, der von Heidelberg in Ferien da ist, mit dem ist schon gar kein Auskommen. „Wer ischt das?" hat ihn Bärbele vor einer großen Photographie gefragt. Da hat er ein erstauntes Gelächter angeschlagen: „Wie, Sie

kennen nicht 'mal Ihre Majeſtäten, unſeren kaiſerlichen Herrn und ſeine Gemahlin?" Und dann iſt er zu ſeiner Mutter gelaufen, um es ihr zu melden, und die dicke Dame hat vor Zorn gekeucht und Bärbele faſt in den Boden geſchmettert mit dem Ausruf: „Wie, Sie wollen ein deutſches Dienſtmädchen ſein und kennen nicht 'mal unſern allergnädigſten Kaiſer und die Kaiſerin?" Bärbele hat ſich vor den dummen Kopf geſchlagen, daß es einen rothen Fleck gegeben hat. Aber wie ſie nicht aufgehört haben mit Wundern und Sticheln, hat ſie plötzlich geſagt: „Das ſend Sache, wo mi net angaht. Wegen meiner kann er ja ſcho Kaiſer ſein, i han ihn nie net g'ſehe; der wo=n=i auf de Bilder g'ſehe han, iſcht ſcho alt gwe; mir iſcht es eins!" Darüber iſt ſie noch einige Tage zur Beſcheidenheit ermahnt worden.

„Wenn's lauter ſo Leut' gäb' in der Welt, no wär' mir's verleidet!" hat Bärbele der Dicken geklagt, als ſie endlich hat fort können. „Wer weiß, was i jetzet krieg'. Mir iſcht e Schtein uf'm Herze, ſeit i von dene Fräulein furt ben." „Ha, jetzet kommſcht denn zu Schwiezere, die hänt net ſo G'ſchichte mit Handſchuh ſervire, und Majeſtäten hänt ſe auch keine." „Wenn's nur wahr iſcht," ſeufzt Bärbele, „i han allweg Angſcht."

Aber gleich beim erſten Mittageſſen hat ſie's

dann bemerkt, daß sie so große Angst nimmer zu haben braucht. Der Dienstherr hat ihr gesagt, sie solle nur ihren Teller hereinholen, sie esse da mit am Familientisch. Bärbele hat sich zwar furchtbar genirt, hat kaum etwas hinunterschlucken können, aber sonderbar froh und gehoben ist sie sich vorgekommen, und die Töchter haben das Wort manchmal auch an sie gerichtet, und der Herr hat sie gefragt: „Warum essen Sie nüd?“ Freilich, fremd ist ihr Alles, die Sprache, das Essen. „Warum hat auch der lieb' Herrgott de Knoblauch wachse la'n!“ sagt Bärbele nachdenklich, wenn Susette, die älteste Tochter, die ihre verstorbene Mutter als Hausfrau ersetzen muß, zu allen Speisen Knoblauch beordert. „Aber i mueß mi drei'schicke, und i werd' mi drei'schicke!“ Bärbele schickte sich mit jedem Tage besser drein. Necken die Jüngsten, die Backfische sie, so neckt sie wieder; rufen sie ihr: „Schwobemensch!“ so antwortet sie: „Jo freili, das ben i, e Schwob' und e Mensch!“ Werden sie grob, so gibt sie keine Antwort, schließt ihre Küchenthür und pfeift wie eine Amsel. Mit den drei Aelteren ist das Leben schon schwerer. Immer zanken sie untereinander, und zumeist kommt's über die Anbeter her, von denen Jede eine ganze Anzahl hat. Aber einige davon sind gemeinschaftlich, und die Unklarheit ihrer Absichten ruft Neid, Eifersüchtelei,

Zwietracht hervor. O, sie sind nicht vornehm steif, die drei Schönen, wie Bärbele anfangs gefürchtet hat. Wenn sie den Vormittag mit offenem Haar und im Unterrock herumspazieren, mit Gekreisch in die Zimmer zurückfahren, sobald die elektrische Klingel ertönt, und ihre Toiletten- und Liebesangelegenheiten bald auf dem Gang, bald in der Küche erörtern, dann sind sie „ganz nett und niederträchtig", sagt Bärbele, und sie ist das Kammerzöfchen, das man zu Rathe zieht, wohl gar zur Schiedsrichterin aufruft. Aber dabei geht's dann oft krumm. Einer Recht geben, heißt die Andere beleidigen. Und wer wird sich ungestraft beleidigen lassen? „Was weiß auch so e Magd! die mueß mer froge!" Und man schüttelt die unfrisirten Haare und nimmt den Unterrock zusammen.

Fräulein Susette ist noch die Bravste; sie legt etwas weniger Gewicht auf die Anbeter, da sie auch noch einen Bräutigam hat. Das ist der Herr Andreotti, ein kleiner, dicker Schwarzäugiger mit gewichstem Schnauz und einer Blume im Knopfloch. Fast täglich besucht er die Braut, und wenn er nicht kommen kann, so schreibt er, und seine Briefe duften ebenso schön wie er selbst. Wenn nur das Fräulein Susette nicht so kränklich wäre. Oft muß der Herr Andreotti mit langer Nase abziehen, weil die Braut im Bette liegt, und dann

freut sich das Bärbele, denn sie kann den Bräutigam nicht leiden. Er hat sie einmal unter's Kinn fassen wollen und hat dafür eins über die Hand gekriegt: „I bin nur e arm's Dienschtbottle, aber vome Jedem ins G'sicht fahre la'n — i dank' beschtens!“ Und nun ist das Unglück, immer wenn Bärbele an Fräulein Susette's Bett sitzen muß, will die vom Herrn Andreotti reden. Hat der noble Eltern in Mailand und wird einmal selber sehr reich! Und seine schönen schwarzen Augen, mit denen er sie so feurig anschaut — denn lieb hat er sie nun schon über alle Maßen. Schon morgen würd' er heirathen, aber leider ist er noch nicht ausstudirt, es hat beim Examen etwas gegeben, bei der Diplomarbeit, weil er gar zu sehr die Liebe im Kopf gehabt hat. Und nun grämt er sich, der arme Mensch, denn natürlich, er denkt, sie wird die Geduld verlieren. „Aber ich hab's 'm versproche, ich wart' getroscht noch's halbe Jahr. Er ischt die beschd' Parthie, wo uns vorkommen ischt, und ich bin auch in ihn verliebt, c'est çà!“ Fräulein Linda kann den Herrn Andreotti auch nicht leiden. Sie hat schon einmal einen Weinkrampf gekriegt seinetwegen, als er nämlich Susetten die Brillantohrringe, sein Geschenk, selbst in den Ohrläppchen befestigt hat. „Grad wie wenn er ihrer Schwester ans Leben wollt, sei's ihr gewesen.“ Die Liebe

und Sorge nimmt oft seltsame Formen an. Susette und Linda vertragen sich nicht eine Stunde zusammen; sie ist gar ein kleiner wilder Teufel, die krausköpfige Linda, Alle fürchten sie, und Bärbele am meisten. Ueberhaupt — es glaubt Niemand hier, daß man leben könne, ohne sich zu zanken. Wenn Bärbele von ihren Fräulein erzählt, dann wundert man sich erst: „Nie hänt s' zänket? jo, wie ischt denn des? hänt se denn nie enander wüescht g'saiet? Ha, descht ei'fach net wohr! so epper Lüt' gibt's nüd." Aber dann hat Linda das rechte Wort gefunden: „Weißt, 's send halt so alte Jongfere g'si, die könnet's denn scho' mitenander." Ist das ein Jubel geworden! Bärbele hat mitgelacht, es ist so gar drollig und pfiffig gesagt worden. Aber dann hat sie sich eingehalten: „Nei', i sott net über se lache, sie send arg gut mit mer gwe, wo=n=i halber todt zu ihne komme bin daz'mal." Bärbele fängt an, die Geschichte zu erzählen. Die Herrinnen stoßen sich an, die wird ja blaß und zittert, wie wenn's gestern passirt wär', das Unglück auf dem See. Was geht uns das ertrunkene Menele an? So etwas geschieht immer einmal; sie zucken die Achseln: „Ja, so geht's halt, die hat jetzt ihre Schtraf kriegt."

Bärbele's Gesicht ist plötzlich wie von Blut überschwemmt, die Augen glühen zornig; sie springt

auf, daß ihr Stuhl krachend zu Boden fällt. Alles, was sie in den vier Wochen „Aushülf“ hinuntergeschluckt hat, drückt sie und brennt wie Gift in ihrem Blut: „Jetzet mueß i wieder an de Bueb denke, an de miserablige, wo noch g'säggt hat, wie=n=er vom U'glück hat höre rede: „Es ist ja nur ein Dienstmädchen gewesen!“ Aber i pack' ihn noch emol, und i sag's ihm noch emol: „Du dummer Bueb, Du miserabliger, e Dienschtmädle hat sei Lebe auch lieb, e Dienschtmädle ischt auch e Mensch, e freier Mensch wie Du, Du Lausbueb!“ Die spottlustigen drei Gesichter kehren sich fragend und erstaunt gegen einander; Bärbele mit den drohend geballten Fäusten und der zusammengezogenen Stirn ist ihnen ein ganz neuer Anblick. Was geht uns das Alles an? Aber gleichviel, Linda blinzelt auf ihre geringschätzige Weise und bemerkt: „Das weiß i jetzt nüd, ob das nicht ausgeschämt geredet wär' von einer Magd gegen einen Lehrerssohn.“ Aber Bärbele hat ganz vergessen, wo sie ist; ihre Stimme wird immer lauter und schriller, sie steht wie unter Feinden und starrt wie außer sich auf die Sprecherin: „Wir send freie Mensche, die Fräulein hänt's g'säggt, freie Mensche, alle mitenander, und wenn i mei' Sach' thu' als Magd, no ischt e Magd grad so guet wie=n=es Fräulein!“

Eben beginnt ein leises Kichern, das über die

Unbehaglichkeit Herr zu werden ſucht, da klingt von der Thür her eine tiefe, rauhe Stimme: „No, no, was lachet ihr? 's Maitli hat Reacht!“ Das iſt der Herr Papa, mit dem Bärbele noch keine zwanzig Worte geredet hat, obgleich ſie ſchon mehr als ein Vierteljahr im Hauſe iſt. Der ruhige Mann, der ſo wenig Anſprüche macht, mit dem kleinſten Platz, mit dem letzten Stück Fleiſch zufrieden iſt und den Töchtern alles Vergnügen, alle Freiheit vergönnt. Bärbele blickt auf ihn wie im heißen Triumph. Ihre Stimme wird mäßiger; ſie hat die geballte Hand ſinken laſſen und faltet nun beide: „I han's ja ſelber net g'wißt, daß i=n=e Menſch ben, bis i zu dene Fräulein komme ben. I han halt denkt — nicks han i denkt, ganz domm ben i gwe wie=n=es Vieh!“ Die Worte gehen unter in heftigem Schluchzen. „Nu, nu!“ brummt der Herr; es klingt ſo begütigend, und dabei wendet er halb beſchämt das Geſicht von der Weinenden. Und plötzlich ſchämt ſich auch Bärbele, und ſie nimmt eine alte Schaufel aus dem Eck, ſagt: „Der Schtiel iſcht mer auch abbroche“ und verſucht zu lächeln, aber wieder kommt ein Thränenguß, und ſie läßt die Schaufel fallen und murmelt: „I weiß net, wie mer iſcht, i glaub', i han's Heimweh!“

Und der Herr hat geſagt: „Hier g'ſchieht Ihne nüd.“ Bärbele iſt ruhiger ſeitdem, nicht mehr ſo

empfindlich. Daß der Herr so gerecht und gut ist, macht ihr viel. „Rede darf mer hier scho', 's ischt doch besser weder im Schwobeland daheimt! die Mannsbilder saget's älle, und die Fräulein hänt's auch g'säggt, die werdet's wohl wisse," denkt sie.

Allmählich werden auch die zwei Backfische zahm, wenigstens stundenweise; Abends, wenn Bärbele ihnen zum Spaß die Zöpfe auflöst und die Haare durchkämmt und wieder langsam wie mit träumenden Fingern einflicht, da schlingt bald die Eine, bald die Andere den Arm um sie und lacht: „Du, sag's auch, woher die Kinder kommen; gelt, Du sagst mir's?" Bärbele lacht auch: „Grad so han i meine Muetter g'froget, wie=n=i zwölf Johr gwe bin!" „Und was hat se gesaiet?" „E paar Ohrfeige hat s' mi ge', und i sott mi net bekümmere um was mi net angaht." „'s ischt net wohr!" Bärbele zaust die Ungebärdige an den Haaren: „Und i weiß es ja selber net, i ben jo noch ledig!" Drauf gibt's gewöhnlich eine Rauferei, bei der die Backfische in große Hitze kommen und Bärbele ihnen kaum etwas nachgibt. Noch öfter aber plagen sie sie: „Wie heißt Dei Schatz, Bärbele, sag's! sag's auf der Schtell! ei so sag's auch, Du Wüeschte!" Und wieder lacht das Bärbele: „I weiß es ja net! er ischt no net fürekomme! Wozu brauch' i en Schatz? Aber i mueß dann emol schaue, daß i

bald einen krieg', ihr müſſet's halt verwarte, i ka's auch verwarte!" „Ha, 's iſcht der Metzger, wo jede Tag ſo lang mit Dir ſchwätzet," ſchreit plötzlich der Kobold. „Der Metzger? jo warum net gar? ſo Einer thät' mer paſſe, wo am=e jede Schtraßeneck ſei Herz verſchenkt!" „Nei, aber der Milchmann!" „Ha, meinſcht, i wott en Bauer? i han g'nueg kriegt vome Schaffe uf'm Land!" „Aber geſchter z'Obig biſcht mit eme Ma' de Berg uffe herzue, i han Di halt g'ſehe!" Bärbele nickt: „Ja, 's iſcht der Schreiner Liechti gwe, i han bei ſeiner Frau e Glättekurs g'no'." „Aber 's war noch e Junger dadabei." „Der Schreiner Liechti iſcht e netter Mann, i han e Bier mit'm 'trunke." „Aber der Junge, Bärbele, wo nebe Dir g'loffe iſcht?" „Der Herr Pfau? ja, den kenn' i net, 's iſcht dem Liechti ſei Verwandter." Die Mädchen klatſchen in die Hände: „Ertappt! ertappt! Bärbele, Du biſcht roth worde!"

Die fünf Töchter haben eben nichts als Liebesgeſchichten im Kopf, da wär's ja ein Wunder, wenn Bärbele nicht mitthäte. Aber einen Schatz hat ſie wirklich noch nicht, nur ſo Bekanntſchaften für den Sonntag: heut' kennt man ſich, und morgen iſt man wieder fremd.

Es geht ihm eigen, dem Bärbele. Jede männliche Perſon, gleichviel ob jung oder alt, macht ihr

freundliche Augen und wirft ihr neckende oder verliebte Worte zu, die sie keck und treffend zurückgibt. Immer ist Jemand bereit, mit ihr zu schwatzen, mit ihr zu „barren", und sie ist nicht minder bereit — die Frohnatur, die unbesiegbare Lebensluft sprudelt Jedem. Aber ihre Stimme bleibt unbefangen, bleibt laut, mag auch der Andere flüstern, ihr Blick sieht lachend und offen grad' in die Augen, als sei jeder Mann ihresgleichen und nicht ein Wesen, das man lieben und heirathen kann. — Die Männer grüßen und nicken und schauen und — gehen vorüber zu dem Luisli am Eck, das bei jedem Wort die Augen niederschlägt, das verschämt in den Schurz kichert und roth wird, wenn man sie fragt, ob man sie begleiten dürfe. Aber noch lieber gehen sie zu der Dicken, die's nicht bemerkt, wenn man sie kneift und klemmt und täppelt, und die mit Jedem e „Maßl" trinkt nach ihrem heimathlichen Brauch. Aber geheirathet hat sie auch noch Keiner. „Nei', so Einen möcht' i net g'schenkt!". Wenn Bärbele Einer gefallen sollt, so dürft' er schon so fein wie der Schreiner Liechti, der mit dem schwarzen Bart und dem grünen Schurz. Das ist ein braver, tüchtiger Mann; immer rühmt die Frau, wie er alle Samstag sein Geld unverkürzt heim bringe und so seelengut sei mit den Kindern und drauf schaue, daß sie „eppes Reachts" lernen. Ha,

der nette Bub, wo er hat! „Wottscht auch bald e Schreiner werde, wie Dei Vatter?“ hat ihn Bärbele neulich gefragt, wie er ganz stolz mit einer großmächtigen Säge dahergetrappt ist. Und was hat der Bub geantwortet? „Nei', i möcht' denn Elektrotechniker werde, wenn i emol aus der Schul' bin.“ Es hat Bärbele erst gelächert, wie ruhig und selbstgewiß der Fredi geantwortet hat. „Elektrotechniker? gelt, das sind die, wo die elektrische Tram machet?“ Da hat der Bub sie angeschaut mit seinen klugen blauen Augen: „Mer ka' au eppes Neu's erfinde, wemmer geschickt ischt.“ Da ist ihr das Herz fast schwer worden. „Oh, meine Brüeder daheimt, was lernet die? 's ischt fascht net zum begreife, daß der Vatter uns net hat lerne la'n, Alle mitenander! Mägde und Knechte, daß mer an uns d' Schuh abputzet. J, wenn i emol Kinder hab', no müesset se au lerne, Alles müesset se lerne, wozu se e Gab' hänt.“

Ja, so eppes Recht's, so eppes Solid's, wie der Schreiner Liechti! Und er ist ja doch kein Duckmäuser etwa, er ist im Männergesangverein, und alle Sonntag geht er mit der Frau in den „Kropf“ oder in die „blaue Fahne“. Die Frau ist Feinwäscherin und verdient auch ihre Sach'! Und ihr Bruder ist der Doctor Burri, draußen in Wipkingen, der die große Anstalt hat, und wenn er seine Schwester besucht, allemal, wo er in die Nähe

kommt, da sitzt er auf'm Glättetisch, ganz schön, und trinkt ein Glas Most mit den Glätterinnen. — Aber was hilft's? Die Rechten und Soliden laufen nicht so dicht auf den Straßen herum, daß man nur gleich den ersten Besten packen möcht'. „Ja, wenn man sie pflanzen könnt' wie die Krautköpf, daß sich die Maitli die Männer nur so könntet vome Bode usse ziege." Das wär' lustig und fein, da möcht' ich dabei sein! sagt Bärbele. Aber schau e weng dem Schneider Huber sein Weib an! Die hat mehr „blaue Mase"[1]) als Haare am Kopf und zehn Kinder, und alle Wochen emal, am Samstag, frei Nachtquartier vor der Hausthür — das heißt auch geheirathet sein! Pfui Teufel, i bleib' ledig, no weiß mer wenigschtens, was mer hat!

Und wieder träumt sie mit den fünf Töchtern um die Wette von Brautkleid und Hochzeit und einem kleinen, kleinen eig'nen Hause, wie der Schreiner Liechti eins hat. Die Stube ist sauber getäfert, und im Stall meckern drei Gaisen, und die Reben sind schon bis zum Dach geklettert und haben heuer extra reich getragen. Wer auch so das Glück finden könnt'! Fräulein Susette hat ja den Herrn Andreotti, und er schreibt alle Tage, wann er nicht selber kommt, ein parfümirtes Billet, aber mit dem Schreiner Liechti ist doch so

[1]) Flecken.

ein Gigerl nicht zu vergleichen. „Wenn i die Fräulein Suſette wär', i thät's mache wie die Fräulein Linda, i thät mi auf 'm Abſatz 'rumdrehe und ihm ins Geſicht lache, wenn er daher ſchwänzlet mit ſei'm lange Rock, wo ihm bereits bis auf die Hacken hängt. Wenn i's nur begreife thät, wie man den Menſchen gern habe kann!" Aber ſo wie's nun einmal iſt, kann man's doch ein großes Glück nennen für das Fräulein Suſette, daß er ſo aufmerkſam iſt und immer ſo den Galanten macht und nicht die Geduld verliert bei dem ewigen Maudern und Maunzen. Jetzt iſt ſie wieder krank, das arme Fräulein. Bärbele hat ſogar die Waſch deshalb aufſtecken müſſen, und das iſt ihr faſt leid, denn ſie wäſcht ſo arg gern. Da kann man ſich ſo recht austoben dabei, im heißen und kalten Waſſer, da kann man lärmen und platſchen und klopfen und herumfahren und ſtört doch Niemand. Und die Waſchküche liegt gar hell und freundlich gegen den Garten, und der Metzger und der Poſtbote und die Nachbarmädchen kennen den Ort wohl, und das Bärbele weiß immer etwas zum Schwatzen. Kurzum, in der Waſchküche iſt's fein, aber langweilig und dumpf iſt's hier oben im Krankenzimmer, und das Bärbele ſollte halt den ganzen Tag nicht vom Bett weggehn, das Fräulein hat jeden Augenblick einen andern Wunſch. Bär-

bele rückt auf dem Stuhl hin und her, und plötzlich lacht sie laut auf. Die Kranke fährt zusammen. „Was heschd auch?“ „Nein, nein!“ wehrt Bärbele. Aber das Fräulein ist so neugierig, und Bärbele ist froh, daß sie schwatzen kann. „Wie=n=i noch so e Kind gwe ben, no ischt die Großmuetter krank worde und im Bett g'lege, und ich mit meiner Schweschter, mer hänt se solle hüete. 's ischt in der Heuet gwe, und mei Vatter und Mutter sind d' ganze Tag weg gange. No ischt mers so langweilig worde, i kann's gar net sage, und do ischt so e Wäldle beim Haus gwe, und i han g'wißt, do sind Erdbeere. No, wie die alt' Frau g'schlofe hat, hänt mers' im Bett a'bunde, ich und die Schweschter, und send zum Fenschter usse und in Wald g'loffe, und hänt Erdbeere g'schmauset! I han's natürlich angebe, die Schweschter ischt ja noch gar klein gwe.“ „Du bischt's Muschter gwe!“ lächelt die Kranke, „aber dem Herrn Andreotti sei Rauchgeschirr sollt putzt sein, daß er net denkt, er kriegt emol e schlampige Frau.“ Fröhlich holt Bärbele das Rauchgeschirr herein und putzt aus Leibeskräften. „No Du! pfeifischt scho' wieder?“ murrt weinerlich das Fräulein. „Exküsi! exküsi!“ Alle Augenblick ertappt sich Bärbele darauf, daß sie wieder den Mund spitzt. Aber es lernt sich Alles, wenn's sein muß, auch die Krankenpflege. Und

allmählich, wie das Fräulein so daliegen muß mit Schmerzen und Fieber, überkommt auch Bärbele oft ein großes Erbarmen. Die Schwestern lassen sie ganz im Stich, tauchen im Krankenzimmer auf und verschwinden wie die Sternschnuppen; Mina hat die Küche übernommen, Linda geht nur ihrem Vergnügen nach. Kommt sie dann heim, so gibt's allemal Zank, und die Backfische mischen sich ein, sind bald auf Minas, bald auf Lindas Seite. Auch der Vater kommt selten ans Bett der Kranken, aber er sieht besorgt drein und hat Bärbele schon zweimal einen „Feifliver“ [1]) in die Hand zu drücken versucht, es ist ihm aber nicht gelungen.

„Dadazu ben i ja do, daß i mei Sach thu! I g'seh's ja wohl, daß Se mi nöthig hänt.“ Aber eines Tages kommt der Arzt und fragt sie geradezu vor der Thür, ob sie auch bei der Kranken wachen könnte. „Wenn's sein muß, Herr Doctor, no kann i scho.“ „Da ist eine Arzenei, die sie stündlich einnehmen muß, können Sie die Verantwortung übernehmen?“ Bärbele nickt treuherzig: „Wo fehlt's ihr denn eigentlich, Herr Doktor?“ „Ja·'s fehlt halt e chli überall!“ Und damit geht er. Der Vater möchte eine Pflegerin anstellen, aber Bärbele ist fast gekränkt. „Fräulein Susette könnt' sich ja zu Tod verschrecke. Nei', do bin i, und do bleib i.“

[1]) Fünffrankenstück.

Es waren doch trübe Tage und angstvolle Nächte, die folgten. Eine ältere Tante war noch angekommen, um überall nachzuhelfen, so konnte Bärbele über Tag doch stundenweise schlafen. Aber des Nachts quälte sie oft eine Art Gespensterfurcht am Bette der geisterblaß daliegenden Kranken. Einmal plötzlich, als Susette sich im Fiebertraum mit den beiden heißen Händen so angstvoll an Bärbele angeklammert, war der eine fürchterliche Erinnerung aufgewacht: Meneli, das ertrinkende, mit dem Tode ringende Meneli. Hoch bis zum Hals hinauf hatte ihr das Herz geklopft, und nur mit harter Mühe hatte sie den Schrei unterdrückt. Und wirr und rathlos hatte sie um sich geblickt in dem matt erhellten Zimmer, die Wände so fern und so dunkel, tiefe stumme Mitternacht rundum, und vor ihr das weiße zerwühlte Bett wie ein Wasser, das Wellen schlägt, und die wildaufgerissenen entsetzten Augen in dem weißen Gesicht, die sie nicht sehen, nicht sie, sondern etwas Andres, Drohendes, Eiskaltes, das aus der unbekannten Ferne lautlos und unabweislich heranzieht. Bärbele schließt die Augen, die Besinnung verläßt sie beinah'. Wie, wenn dort im Eck jetzt der Tod steht, der grausige Knochenmann, und sie muß ihn erblicken, sobald sie sich umdreht! Ja, Meneli hat ihn auch gesehen, bevor sie hinunter ist auf immer, das sind Menelis

schreckliche Augen, das sind Menelis Finger an ihrem Arm! Und heute wird sie nicht allein gehen, die da wird sie mitreißen, die, nach der der Knochenmann seine dürre Hand schon ausstreckt! Die Stube schwimmt plötzlich im Nebel, große Wellen gehen auf und nieder, das Herz schlägt nicht mehr, Alles wird weiß rundum, und sie gleitet, gleitet, gleitet — tief — tief, bis zum Grunde des Sees. Das geht wie ein Schlag durch den ganzen Körper, den sie wieder fühlt. Sie schlägt die Augen auf, besinnt sich allmählich. Ihr Kopf ist ganz vornüber gefallen, liegt neben Susettens auf dem Kissen, ihre Knie berühren den Boden, die Nachtlampe qualmt im Erlöschen, und ein leises, scheues Vogelzwitschern tönt hinter den Fenstern. Ruhig liegt die Kranke, die starren Hände gelöst, die Augen geschlossen. Bärbele taumelt, da sie aufzustehen versucht; es drängt sie zum Fenster, ob's noch nicht bald Morgen wird? Ja, es wird hell, graue Dämmerung liegt über dem Garten, es regnet leise, und wie nun Bärbele, fast verdurstend, leicht das Fenster aufstößt, dringt ein warmer, feuchter Erdgeruch und lautere Vogelstimmen ihr entgegen. Es ist wie ein Hauch vom Dorf, von ihrem Heimathsdorf, an das sie so lange, lange nicht gedacht hat. In solcher Zeit haben sie sich Weidenpfeifen geschnitten und die Vögel nachzuahmen

versucht. Und plötzlich fällt's ihr ein — ist nicht in diesen Tagen der Mutter Geburtstag? Sie hat die Zeit vergessen hier im Krankenzimmer, weiß nicht mehr, schreibt man noch Februar oder ist's schon März? Ach, hat's ihr nicht von der Mutter geträumt heut Nacht? Aber das war von dem Schrecken, der ihr noch in allen Gliedern nachzittert. Ja, die Mutter hat geklagt, deutlich hat sie die Stimme gehört: „So viele Kinder hab' ich, und es denkt auch nicht eins mehr an mich."

Bärbele wird das Herz groß, ihre Augen feuchten sich; — der Nebel wandert von Strauch zu Strauch, die Knospen schimmern grün, und aus dem Vogelconcert sondert sich rein und stark und klingend eine einzelne Stimme ab, wie wenn sie lockte und rief. Nein, es ist wahr, sie hat nicht heim gedacht, seit lange nicht. Wie im Schlaf ist sie gelegen, seit sie hier im Haus ist, immer „im Durmel", hat nimmer recht nachdenken mögen.

„Und die Fräulein händ au' net g'schriebe von Italien, kei' Wörtle." Die Kranke stöhnt im Schlafe, wirft sich hin und her. Scheu sieht sich Bärbele um, aber so geht das ja nun schon Woche um Woche, dies Stöhnen und Herumwerfen. Bald ist's besser, bald schlimmer, bald hängt sie an Bärbele wie eine Schwester, bald stößt sie ihr die Hand fort und schilt sie; man kann halt nichts

machen, das ist die Krankheit. Aber draußen singt die Amsel, und es wird bald Frühling. Bärbele fährt's durch den Kopf: könnt ich heim. Ihr Dorf wiedersehen, die alte Kirche mit dem geflickten Dach — „wie' n geschorner Esel". Die Mutter, die so geklagt hat heute Nacht, die Schwester, die immer muckt und doch den Schelm im Nacken hat, die zwei Brüder, die nichts lernen dürfen. „I wott's em scho' sage, dem Vatter!"

Die Kranke stöhnt im Schlaf, Bärbele betrachtet sie kopfschüttelnd; wie sie erwacht ist, damals aus dem Typhus, da sind Vater und Mutter an ihrem Bett gesessen, der Vater hat im guten Quellwasser die Genesung für sie dahergetragen, viele Stunden weit. „Das vergeß i em net, dem Vatter! Aber die hier sind gar kalt mitenand." Die Kranke ist so unruhig. „Fräulein Susette, sind Sie erwachet?" Sie hat sich im Bett aufrecht gesetzt: „Bärbele," wimmert sie angstvoll, „glaubst, daß ich sterben muß?" Bärbele stützt sie mit dem kräftigen, arbeitsgewohnten Arm: „Oh, Fräulein, behütis, was denket Sie auch! Was sollte nachher der Herr Andreotti a'fange?" Sie streichelt die magere Schulter, die sich an ihre volle runde drückt. Susette seufzt: „Gelt, Bärbele, er hat mi arg gern allweg?" „Allweg! allweg!" betheuert das Mädchen.

„Ja, Bärbele, wenn ich sterbe, so stirbt er auch, er hat's g'sagt.“ Und die schmalen Lippen der Kranken glätten sich zu einem zufriedenen Lächeln. Laut und klingend tönt der Vogelgesang.

„Bärbele, ist das die Spiegelmeise, wo da singt?“

„Ei, Fräulein Susette, 's ischt ja die Amsel — so schön!“

Aber von Susette's Gesicht ist das Lächeln verschwunden, ihr Mund verzerrt sich: „Ach nein! ach nein!“

Die abwehrend ausgestreckte Hand sinkt kraftlos nieder. Bärbele beugt sich besorgt über die ängstlich Athmende. „Die Amsel, Fräulein, höre Sie nur, wie schön!“

„Bärbele,“ seufzt es fast unhörbar, „mir ist so angst!“

Es wird dem Bärbele, als ob ein hülfloses Kind da läge, sie drückt des Fräuleins Hand: „Ha, warum denn! Es wird dann Frühling! Die Amsel singt.“

„Bärbele, los' au, i mueß Dir eppes säge! I han eppes uf'm G'wisse — die Amsel, Bärbele!“ Es klingt so wimmernd schauerlich, dem Mädchen läuft's kalt über die Haut. Ist das wieder das böse Fieber? „Bärbele, i bin oft schlecht g'si, und es reuet mi so arg, es reut mi so!“

Die Thränen rinnen der Kranken übers Gesicht. Bärbele möchte mitweinen, sie hält Susette's Hand und streichelt sie. „Oh, Sie send g'wiß net schlecht gwe."

„Ja, ja, i bin's! Ach, Bärbele, könnt' i Dir's säge, no würd's mir leichter, aber 's ischt gar schlimm."

„Aber Se händ's g'wiß net bös' g'meint, Fräulein."

„Wohl, wohl, bös' g'meint! Wenn i's nur von mir thun könnte!" Und abgebrochen beginnt sie: „Bei der Götte, wo ich nach der Schul' hinkommen bin — alles Gut's hat s' mir 'than, alles Gut's. Aber ich hab' fort wollen — heim. Nachher ischt sie krank worden, schwer krank, so wie jetzt ich! Ihre Schwester ist zur Pflege kommen, aber ich hab' auch bei ihr sitzen müssen, lange Stunden. Vorm Fenster steht eine Linde, und alle Tag, zur selben Zeit ist eine Amsel kommen und hat g'sungen. Und die Götte hat g'sait, 's sei ihr so lieb, auf die Amsel zu horchen, wenn sie net schlafen kann. No emal, wo sie g'schlafen hat und die Amsel hat wieder g'sungen, hab' ich 'n Stein g'nommen und nach der Amsel zielt. Ob ich sie getroffen hab' — ich weiß nicht, sie ist nimmer wieder kommen, und die Götte hat dann g'sagt: ‚Warum g'hör ich auch die Amsel nimmer singen? Jetzt ist meine letzte

Freud' fortg'flogen.' Und dann, bald darnach, ischt sie g'storben."

Bärbele schaudert ein wenig, dann versucht sie zu lächeln: „Ach nein, ach nein! Es hat Ihne traumt, Fräulein Susette."

„G'wiß nüt, 's ischt wahr! Glaub' mir's doch, Bärbele, wenn ich Dir's sag'." Sie deckte die Hand über die Augen und schluchzte: „Warum sitzest noch hier bei mir? Geht fort, alle mitenander! Ich seh' ja, wie's Dir verleidet ist, da bei mir z'bleibe. Und sie hat mer 's ganze Vermöge vermacht!" Sie schlug mit der matten Hand nach Bärbele und drehte das Gesicht gegen die Wand: „Die Amsel! Ich mag's nicht hören, ich will's nicht hören! Schlag's Fenster zu!"

Bärbele gehorchte zögernd, der Boden brannte ihr unter den Füßen, es ward ihr so schwer, sich zu bezwingen, wie nie zuvor. Endlich begann sie in liebkosendem Tone: „Fräulein Susette! Höret Se doch! Die alte Frau wär' auch so g'schtorbe! 's ischt ja nur in der Dummheit g'schehe, gelte Sie? Und bräzis so" — sie athmete hoch auf — „bräzis so isch es mir gange! I weiß scho, was die Leut' g'schwätzt hänt! I bin jo vor G'richt komme, dronte im Selnau!" Ihre Backen wurden dunkelroth: „Aber i ben net schuld, daß 's Meneli ertrunke ischt! I bin ja mit im See g'lege, so

guet wie sie. I ben net schuld!" wiederholte sie hastig wie gegen eine laute Anklage, „'s ischt verloge! I sag's Jedermann."

Sie spricht und spricht, und endlich werden sie beide ruhiger. Sogar das Fenster darf wieder geöffnet werden, und nun fällt schon ein schmaler Sonnenstreif herein. Die Nebel flattern nur noch an den Bergen wie zerrissene Schleier.

„Jetzt müesset Sie dann bald g'sund werde, Fräulein! Ganz grün isch es über Nacht worde, und do lauft scho Einer mit eme Schtrohhut!"

Am anderen Tage bekam Bärbele einen Brief von daheim. So glückselig hatte sie noch keinen in die Hand genommen. „I han doch noch Eltere, i han doch noch e guete Muetter!" jubelte sie beim Aufmachen, „se denket noch an mi daheimt."

Die Mutter schrieb: „Liebes Bärbele! Wir haben in der letzten Zeit unverhoffte Ausgaben gehabt, weil uns der Wind im Februar das Dach beschädigt hat und die fleckete Gais umgestanden ist. Dein Bruder Karl will nach Amerika, er ist so arg plaget mit Reiselust, es gefällt ihm nimmer im Schwabenland. Gott sei Lob und Dank, daß Du so ein gutes Leben hast in der Schweiz, Du hast das beste Leben von uns allen. Schicke uns so bald wie möglich fünfzig Mark für Deinen Bruder Karl, liebes Bärbele. Deine Schwester

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Riekele wird so bald wie möglich zu Dir kommen, sie möchte auch so gut leben wie Du. Du wirst ihr schon eine recht gute Stelle besorgen, und vergiß nicht die fünfzig Mark baldmöglichst. Der Vater sagt, es will Niemand mehr arbeiten, Du weißt es ja schon, wie er ist. Womit Dich herzlich grüßt Deine Mutter und die Schwester.

Nachschrift: Dein Bruder Gottlieb ist sehr traurig, er will auch auswandern, hat aber kein Geld nicht. Die fünfzig Mark werden gleich dem Notar übergeben, die Schleiferwiese hat Dein Vater verkauft."

Bärbele holte das Geld von der Sparkasse und sandte es ab, sobald sie einen freien Augenblick fand. Einen Antwortbrief schrieb sie nicht, da die Mutter um keinen gebeten hatte. Sie ging ein paar Tage mit rothen Augen umher; dann begann sie, zaghaft zuerst, darauf lebhafter und immer eifriger sich nach der Schwester zu sehnen, die kommen sollte. Ja, ja, sie wird schon eine Stelle für sie finden, und dann kann man von daheim reden, und Riekele wird Alles erzählen. Und man wird nicht mehr allein ausgehen müssen am Sonntag oder mit Fremden, die Einem langweilig sind. Das Riekele wird kommen! Grüß Di, Riekele, Schwesterle, jetzt haben wir beide einen Anhalt in der fremden, großen, gleichgültigen

Welt! „Wann kommſcht denn endlich? Trödelſcht auch gar zu lang! Merkſcht es denn nicht, daß ich's Heimweh hab'?"

Riekele kam nicht, und Bärbele ward bös. „Ach, daheimt ſend ſie auch ausſchtorbe, ſie ſchreibet als nur, wenn ſie Geld bruchet!" Bitter und traurig iſt's ihr zu Sinn, das Heimweh iſt vergangen: „I han ja 's beſchte Lebe, nach mir fraget ſie net! Wohl, ſo frag' i ihne auch nimme nach, i komm' ſcho allein durch d'Welt. I möcht' emal wieder luſchtig ſein, möcht' wiſſe, daß i e jung's Mädle bin und kei ſo alt Betnoppel, wo de ganze Tag in der Schtub' hocket. Dem Fräulein Suſette geht's ja ſcho beſſer, der Doktor hat's g'ſagt, und wenn doch die Fräulein Linda und die Fräulein Mina bereits kei Minut' bei ihrer leiblichen Schweſchter aushaltet, warum mueß i denn allweil Tag für Tag da herhocke? I möcht' emal auf d'Uetliberg, bei der Nacht, und am Morge d'Sonn aufgehe ſehe, und i gang auch, d'Fräulein Suſette wird ſich wohl könne behelfe de ein' Nachmittag."

Die Dicke war Bärbele begegnet, als ſie nur einen Brief in den Kaſten getragen, und hatte ihr den Kopf ſo warm gemacht. Ha, im Mondſchein auf dem Uetli, das iſt ein Vergnügen! Natürlich müſſen auch Herren dabei ſein, ſonſt könnt's un-

heimlich werden, denn im Wald ist's selbst beim Mondschein dunkel, und man könnt' auch Jemand begegnen, der Einem nicht lieb wäre. Und dann klettert man halt, geht nicht den breiten Weg, und den Herren macht's den schönsten Spaß, die Mädchen an den Händen über die steilen Stellen zu ziehen. Da wird gelacht und gejauchzt, daß man 's weit hinab hört. Die Dicke hatte das so handgreiflich lebendig geschildert, daß Bärbele auf einmal an nichts anderes mehr dachte. Gewisse frühe Dorferinnerungen waren aufgewacht, spätabendliche Fahrten in kleinen Bergschlitten die steilsten Halden hinab, Burschen und Mädchen übereinandergepackt, je mehr je lieber, „daß mer auch warm hat," und dann das Geschrei „Obacht" und „Los!" und hinunter saust man, daß der Schnee ringsum fliegt, und drunten, am Ziel, purzelt Alles heraus, im dichten Knäuel unter Gejauchz und Gelächter und „au — au," denn es hält manchmal schwer, seine Arme und Beine wiederzufinden. Einmal dann, plötzlich, ist ein großmächtiges Verbot 'kommen, der Pfarrer hat's ausgeheckt, und dann ist es im Kirchenconvent beschlossen worden: „Die nächtlichen Schlittenbelustigungen sind nicht mehr erlaubt, wer zuwider handelt, der kommt in Strafe." Nun ist dann erst recht das Vergnügen groß worden. Wer bis jetzt noch nicht theilgenommen, der hat nun

auch dabei sein wollen, bei der Hetz! Dem Pfarrer, dem Bürgermeister, dem Gemeindepfleger haben die Burschen Nachts die Schlitten entführt, und nur die Vorsicht ist gebraucht worden, daß Niemand hat reden dürfen. Lachen und Jauchzen ist erlaubt gewesen, „aber mit verschtellter Schtimm!“ Die Bursche haben sich in die Tücher ihrer Mädchen vermummt, und die Mädele haben sich die Zipfelkappen aufs Ohr gedrückt. Der Kirchenconvent ist schier außer sich kommen; man hört alle Nacht den Lärm, aber abfassen kann man Niemand. Zuletzt ist der Bürgermeister selbst hinausgegangen in der dunklen Mitternacht, hat sich auf die Straße unterhalb des Dorfs gestellt und den Schuldigen auflauern wollen. Mit weit gespreizten Beinen stand er da.

Sssss! kommt da ein kleiner Bergschlitten ihm im Rücken angesaust, fährt ihm gerade zwischen die Beine hinein und wirft ihn über den Haufen. Wie die Gespenster, lautlos huschend, sind die Uebelthäter verschwunden, haben dann an alle Hausthüren gerapplet und gerufen: „Dem Burgemeischter isch es net guet gange! helft em an.“

Wie ein Feuerlärm, so ist's gangen. Bärbele ist dabei gewesen, nur das eine Mal, sie gehörte ja noch nicht zu den Erwachsenen. Aber über den Bürgermeister und sein gebrochenes Bein hat Alles

gelacht: „was muß er geh'n und den Aufpaſſer machen, jetzt hat er's dann!“ Ja, das waren luſtige Zeiten, ob der Vater gleich ſchimpft und die Mutter predigt! Lachen muß man, wenn man daran denkt, und es iſt faſt nicht zu glauben, daß man auch in der Stadt ſo Streiche ſollt machen können. Jetzt iſt nur die Sorge: — wann kauf' ich den Sonntagshut! Ein Strohhut gehört doch zu ſo einem Maiengang. Ja, wenn ſie noch bei ihren Fräulein wär', die thäten ihr ſchon rathen. Aber vielleicht hätten's die Fräulein nicht gern geſehen, daß ſie Nachts auf den Uetliberg zieht? Ha, woher denn, ſie iſt ja kein Kind mehr und weiß ſchon, wie man ſich verhalten muß! Nein, es iſt wahr, der Dicken haben die Fräulein nicht getraut. Bärbele hat anfangs gemeint, wegen dem Buben in Zollikon. Aber nein, es war nicht darum. „Wir wiſſen's auch, daß ein junges Dienſtmädchen Anfechtungen hat und nicht leicht durch die Welt kommt.“

So haben ſie geſagt, und nur den Buben haben ſie arg bedauert, daß er ſo ohne Namen und ohne Mutter aufwachſen ſoll. „So arme Kinder ſind gezeichnet, daß einmal nichts Gutes in der Welt an ſie kommt. Die gewiſſenloſen Väter ſollten geſtraft werden.“ Ja, die Fräulein haben halt mit ihr geredet. Aber dann ſind ſie eben doch fort und haben ſie hier gelaſſen. Und

das ganze Jahr brav sein, Tag aus, Tag ein, mit Niemand lachen, mit Niemand einen Scherz treiben, nur immer sorgen, daß zur Zeit getischet ist und zur Zeit gekochet, und daß die Wäsche recht geschwenkt ist und recht geglättet, und nun gar noch das Fräulein Susette pflegen, wo schon wieder aufstehen darf und jede Minute etwas Anderes will — das könnten doch auch die Fräulein nicht von ihr verlangen. Und die Dicke — man weiß es ja wohl, daß sie ein gemeines Frauenzimmer ist, und die Fräulein haben gesagt, man brauche sie nur lachen zu hören, so wisse man's — aber Bärbele hat doch nun in Gottesnamen keine andere Bekannten, und so gemein die Dicke ist, so gutmüthig ist sie auch. Sie spricht von Niemand wüst, außer von ihrer Frau; die Herren, die sie kennt, sind alle so anständig und brav; sogar der Herr Pfau, der immer so fein daherkommt, der Vetter vom Schreiner Liechti hat sie ganz schön gegrüßt neulich auf der Straße. Und wenn Bärbele mit ihr abbräche, könnt' nicht die Dicke glauben, es wär' um die zwanzig Franken, die sie noch nicht wiedergebracht hat? Bärbele schämt sich beim bloßen Gedanken. Nein, die Fräuleins thäten's selber sagen: „Unter diesen Umständen müssen Sie nicht abbrechen!" Und sogar, ganz im Stillen, muß man denken: ja,

dann seh' ich meine zwanzig Fränkli doch sicher nimmer, wenn ich ihr ganz aus dem Weg geh'.

Es ging mit der Kranken täglich besser, die Vorstellung, daß sie den Bräutigam sehen dürfe, sobald sie angekleidet im Lehnstuhl sitze, dieses ihr von Bärbele ausgemalte freudige Wiedersehen wirkte Wunder. Die Blumensträuße und seltnen Früchte, die er ihr mit kurzen Zettelchen ins Krankenzimmer gesandt, machten sie nur noch sehnsüchtiger. Sie konnte dabei weinen und laut zu phantasiren anfangen, wie sehr und wie treu der Herr Andreotti sie liebe. Und dann ließ sie sich den Handspiegel reichen und erschrak, sobald sie hineinblickte, vor dem hageren Gesicht mit den großen Augen und den herabgezogenen Mundwinkeln. Und sie nahm ihn wieder auf und fing an zu lächeln, freudige Grimassen zu schneiden, ihr mattes blondes Haar über die allzuhohe Stirn herunterzuziehen, während ihre Augen sich mit Thränen füllten und gepreßte Seufzer von ihren Lippen fielen.

Aber besser ging es doch, und das ersehnte und vielleicht heimlich gefürchtete Wiedersehen ging glücklich vorüber. Herr Andreotti hatte ihr so zart die Hand geküßt und ihr so schöne Geschenke gebracht, ganz selig und verklärt lag sie in ihrem Lehnstuhl, wollte nicht zurück ins Krankenzimmer und sprach von baldiger Hochzeit und Uebersiedlung

nach Mailand. Es traf sich, daß die zwei älteren Schwestern zugegen waren. Plötzlich stürzte Linda, die schon beim ersten Anblick der wiedererstandenen Schwester bleich und entsetzt ausgesehen, das Taschentuch auf den Mund drückend, mit einem schrillen Schrei aus dem Zimmer. Susette, ganz in die Bewunderung ihrer Schmucksachen vertieft, hob kaum den Kopf. „Wer war das?“ sagte sie gleichgültig. Bärbele stand schon an der Thür: „Dem Fräulein Linda isch es schlecht worde, i will emol schaue!“ Neugierig lief Bärbele von Zimmer zu Zimmer, endlich leitete sie ein stöhnendes Schluchzen an die richtige Thür. Linda hatte sich auf ihr Bett geworfen, das Gesicht in die Kissen gedrückt, die Bettstelle krachte zuweilen von der Heftigkeit ihrer Bewegungen. „Fräulein Linda, isch Ihne schlecht worde, kann i eppes helfe?“ sagte Bärbele und berührte die festgeballte Faust am Bettrande. Linda zog hastig ihre Hand zurück, dann erhob sie sie, drohend geballt und winkte damit: „Nüt! nüt! schieb, Du!“ Das Gesicht hatte sie nicht aufgerichtet. Plötzlich aber sprang sie auf die Füße, warf Bärbele ein Schimpfwort ins Gesicht und rannte durch eine Nebenthür in ein anderes Zimmer, blitzschnell ward auch der Schlüssel im Schloß gedreht. Ganz erregt und gekränkt ging Bärbele von dannen, aber den Schwestern sagte sie nicht, was ihr ge-

ſchehen. Wozu auch? Es kann ja keine hier mit der andern auskommen.

Bärbele hat mit Herzklopfen, aber mit ganz fröhlichem unbefangenen Geſicht die Erlaubniß zu der Nachtreiſe erbeten. Sie iſt der Sicherheit wegen zum Herrn damit gegangen, der iſt wohlwollend, ſoweit es ſeine ſtille, in ſich gekehrte Art zuläßt. Ein wenig freilich hat er doch aufgeſchaut, etwas bedenklich gefragt: „Bei der Nacht? Ja, mit wem gehen Sie?“ Aber Bärbele hat, obwohl mit noch größerem Herzklopfen, in munterem Ton erwidert: „Oh, mit lauter guten Bekannten.“ D'rauf hat der Herr „Verwandte“ herausgehört — er verſteht ſie niemals gleich — und hat geſagt: „So, ſo, Sie hänt do Verwandte.“ Aber das iſt denn doch zuviel geweſen, „lügen kann ich nicht,“ denkt Bärbele, und ſie hat's noch einmal wiederholt, mit allem Eifer, daß es „nur Bekannte“ ſeien. Dann hat der Herr ſie nachdenklich angeſehen, eine ganze Weile und hat endlich geſagt: „Gebet Sie nur gut Obacht“ — — hat ſich geräuſpert und die Hand bewegt. Bärbele iſt feuerroth geworden und hat ſich arg geſchämt.

Mit einem Satz iſt ſie draußen geweſen in ihrer Küche: „Jetzt, was denkt der auch, daß i ſo roth worde bin! I hab' doch beileib' net eppes Unrechts vor!“ Sie ſchlug ſich zornig auf die errötheten

Backen: „Das dumme Ding do, das Rothwerde! so eppes Widrig's!“ Einerlei, es ist gesagt, und morgen Abend, am Samstag kann's dann fortgehen! Die Fräulein werden schimpfen und spitzige Bemerkungen machen, aber die möchten halt auch gern, sie weiß es ja gut. Schon manchesmal hat Fräulein Mina zu ihr gesagt: „Sie haben jetzt ihren Sonntag und können mit dem Schatz spazieren gehen! Wer aber geht mit mir?“ Und lachend hat Bärbele erwidert: „Oh Fräulein, der, wo mit mir geht, den möchtet Sie ja doch net.“ Nur das Wetter sollte halten. Es ist gar zu unbeständig und naß, dieses Frühjahr. Sie guckt zum Fenster hinaus, zu dem verhüllten Mond, droht mit dem Finger: „Nimm di z'samme, i sag's dir! Das thät mer no fehle, daß mein neuer Hut beim erschte Ausgang verregnet würd! Morge dann! morge!“ Die Füße hüpfen ihr, immer ist's ihr zum Lachen. Sie hat die Suppe anbrennen lassen und den Risotto versalzen, und sie lacht! Sonst ist sie gar empfindlich; schimpft man sie, muß sie weinen, aber heut — „wie wenn i e neues Herz kriegt hätt',“ sagt sie selber verwundert. — „Heut muß ich vorweg schlafen,“ denkt sie, als sie zu Bette geht, aber was ist denn das? sie liegt und träumt mit offnen Augen. Sie ist schon auf dem Weg, und man lacht und schreit, denn es ist dunkel und

glitschig, und die Herren zünden wohl Streichhölzer an, aber 'sss — ist's wieder aus. Einer aber geht mit ihr, zahlt ihr Bier und Wein und redet so vernünftig: „I soll' e nett's Weible han," sagt er und hält ihr die Hand hin, „wie denket Sie, han i net recht?" Bärbele ist entzückt: „Freilich, wohl, wohl," ruft sie ganz laut. „Ich han e guet's G'schäft, hundert Franke im Monat. Und Sie thätet mer grad' passe!" „Sie mir auch," ruft Bärbele, „gradaus!" „No könntet mer sich verlobe," sagt er. „Bräzis han i 's denkt," erwidert sie. Und dabei ist man oben auf dem Uetli angekommen, und die Sonne geht auf. „Nein, wie schön! lueget Se auch!" Und alles steht und schaut, und dann wird gleich Verlobung gefeiert.

„Das muß i meine Fräulein schreibe nach Italien!" Hei, da kommen ja die Fräulein selber herein: „Wir müssen doch einmal schauen, wie's dem Bärbele geht!" „Gut geht's mir! Wir haben zwar nur eine kleine Wohnung, mein Mann und ich, so für den Anfang, wisset Sie aber —" Mit geschlossenen Augen träumt Bärbele weiter, aber jetzt anders. Plötzlich fährt sie zusammen, schnellt im Bett auf, wischt sich den Mund und murmelt: „Pfui, net abschlecke!" fällt zurück und schläft endlich ruhig ein. —

Ein schöner, heißer Apriltag ist vorüber; so nah und klar und rosig überstrahlt hat man die

Alpen lange nicht gesehen. Und noch immer glüht der Himmel im Westen, und die kahlen, leeren Rebstecken im Weinberg möchten glauben machen, sie seien eitel Gold. Das Nachtessen ist vorüber; Bärbele kommt in dem neuen, blauen Kleide hereingetänzelt: „So, guete Nacht mitenander, jetzt gang' i!" „Ohne Hut?" fragt Mina, flüchtig von ihrer Stickerei aufblickend. „Behütis! mit eme weiße Gilet!" sagt Susette verwundert. Bärbele wirft einen schnellen Blick in den Pfeilerspiegel zwischen den Fenstern. Das weiße Westchen steht ihr gut zu den runden, rothen Backen, in den Augen funkelt's von Lebenslust. „Die Bekannte bringt mir den Hut mit, sie hat ihn mir b'sorget; i setz' ihn dann unterwegs auf." „Du Bärbele!" schreit's ihr von der Treppe nach, „fall' net abi, und krieg kei' Schranz!*)" Der jüngste der Backfische rutscht gemächlich das Treppengeländer herunter. „Sieh' Dich selber vor, daß Du kei' Schranz kriegscht! isch 's Fräulein Linda no net daheim?" „Nei', sie ischt no im Töchterechor. Warum meinscht auch?" „Adje!" schreit Bärbele und schlägt die Hausthür zu — was braucht sie's dem dummen Ding zu erzählen, daß sie Linda am Garten hat vorübergehen sehen, es war auch etwas Männliches dabei, aber man konnt's nicht erkennen vor den Büschen. „Es

*) Riß im Kleid.

geht ihr halt wie mir," denkt sie, „sie ist jung und fascht e bissele zu wild, und mir scheint, sie hat Liebeskummer; no i thät se auch net heirathe, wann i e Herr wär', so e Feuerteufel."

Am unteren Straßeneck will die Dicke sie treffen mit dem Hut, aber weit und breit ist Niemand zu sehen. Sie ist eben doch unzuverlässig, wer weiß, ob sie nicht mit dem Geld durchgegangen ist. Bärbele geht weiter und weiter, schon ist sie an dem Hause vorüber, wo die Dicke im Dienst steht. Ob sie anläuten soll? Eine große Enttäuschung überkommt sie: jetzt ist das Wetter so schön, und Alles ist abgemacht, und sie irrt auf der Straße herum, im Dunkeln, wo's ihr immer so unheimlich ist! Sie macht den Weg zurück, nichts Bekanntes begegnet ihr. Doch, halt, dort drüben geht wieder Fräulein Linda — ach, die muß sie nicht sehen jetzt, es hält nur auf. Ja, wohin will denn die? Genießt wohl auch die schöne Abendluft ganz einsam und allein, wie sie selber? Bärbele seufzt unwillkürlich, läßt die Lippe hängen und guckt sich fast die Augen aus. So auf der dunkeln Straße stehen und passen, das ist unangenehm. Jeder Vorübergehende stößt sie an, mit oder ohne Absicht, zweideutige und ganz unzweideutige Worte flüstern sie ihr in den Nacken — nein, was will man auch von ihr, daß man sie

nicht einen Augenblick in Ruhe läßt? Ach, sie werden wohl gar nicht kommen, haben sie angeführt, und sie kann wieder heimgehen! Der warme Hauch flüstert in den jungen Blättern, der Himmel ist hellgrün, und der Mond steigt klar empor. Nein, wie 's ihr auch gehen muß, daß kein Vergnügen zu Stande kommt! Ihre Augen feuchten sich, sie ist doch gar zu bedauern! Da geht ein Paar vorüber, Arm in Arm, fest aneinander gedrückt. „Alleinig isch jo kei Freud' auf der Welt!" summt's ihr im Kopf, nun weint sie wirklich, ein paar heiße, heftige Thränen. Hin und her, hin und her die gleichen Straßen. Nein, die kommen nicht, da schlägt's schon elf. „Jetzet kehr' i denn um."

Ja, wenn nur die bange Vorfreude nicht gewesen wär' und der unbändige Wunsch, sich einmal wieder auszutoben, im Freien mit Menschen, die jung sind wie sie, und mit denen man reden kann. Plötzlich kommt ein kleiner Trupp um die Ecke, vorauf Jemand, der die Mundharmonika spielt, es tönt ganz hell und lieblich über die stille Straße. Bärbele hat sich umgesehen — nein, die Dicke ist nicht dabei, ein and'res Mädchen und drei Burschе, alle blutjung, halbe Kinder. Der Harmonikaspieler macht halt und zieht den Hut. Der Gruß fällt ihm schwer von den Lippen, aber sein ganzes Gesicht lacht vor Freude. Und Bärbele freut sich

nicht minder, sie wechselt schon Händedrücke reihum. Der junge Gärtnerbursch kommt ja wie gerufen mit einem Kameraden, so warm hat sie ihn noch niemals begrüßt.

„Ja wohin, Jungfer Bärbele?“ Und sie wollen sie mit Musik heimgeleiten. Aber Bärbele verlangt's nicht heim. Den Frühling spürt sie in allen Gliedern, sie ist barrig wie ein junges Kätzchen. Im Nu ist man einig: Die Bekannten haben sie im Stich gelassen, aber hier sind ja auch Bekannte! Und auf den Uetli gehen auch diese heut Nacht, es ist schon ganz wie abgepaßt. Der junge Gärtner lacht fortwährend freudig vor sich hin, zwei der Andern haben sich rechts und links von Bärbele eingefunden, man sieht's an ihren eifrigen, munter gespannten Gesichtern, wie froh sie an der unerwarteten Gesellschaft sind. Das Mädchen und der vierte der Herren bleiben ein wenig zurück, dann ruft das Pärchen eilig gute Nacht und schlüpft in ein Hausthor. Bärbele ist etwas verwirrt: „so, die gaht also net mit eus?“ Und sie mustert halb schelmisch, halb verschämt ihre neuen Begleiter. Ha, die haben so ehrliche Bubengesichter, voran der Harmonikaspieler, der seine hübschen blauen Augen fast nicht von ihr wegbringt. Mit denen kann man sich schon in den Wald wagen. Aber plötzlich faßt sie sich nach dem Kopf: „Ja so, i han' kei'

Huet!" Sie lachen im Chor, der kleinste greift nach seinem, als wollt er ihn ihr anbieten. „Vielleicht ist's doch besser, ich kehr' um," denkt Bärbele, während die Füße ganz unwillkürlich vorwärts gehen; „wenn das meine Fräulein wüßten, wie ich in der Welt so umeinander lauf'." Ganz abenteuerlich wird's ihr zu Sinn! Da rauscht schon die wilde Sihl! Sie rauscht so laut unter den säuselnden Bäumen. Hut hin, Hut her, jetzt ist sie einmal draußen, und schön ist's, wunderschön. Nur hie und da an einem Kreuzweg schimmert noch eine gelbe Laterne, der Mond übergießt den Weg mit bläulichem Tageslicht. Zwischen den Bäumen ist's tintenschwarz, das ist schon wahr, aber die Finsterniß macht ihr heute nicht bange.

Die Begleiter sind so manierlich, marschiren mit Gesang voraus, der Bläser gibt nur hie und da einen zarten, langhinklingenden Ton dazwischen. Es ist warm, fast schwül, der Wind ruht, weiße, kleine Wolken, vom Monde gelblich bestrahlt und dick wie Federkissen, überziehen den lichtgrünen Himmel. Aus den Uetliwiesen steigt es feucht und kühl, weiß schimmert schon da und dort in der Reihe ein blühender Fruchtbaum. Der Waldesathem, der Duft der vorjährigen Blätter und des Moses dringt ihnen entgegen. Bärbele schlürft mit vollen Backen: „Schmeckt das fein!" Weit

wirft der Berg seinen Schatten über die Wiesen, wie eine dunkle, unerkennbare Masse steht vor ihnen der Wald. Bärbele blickt sich hastig nach ihrer Gesellschaft um, sie ist ihnen voraus gekommen, breitwipflige Apfelbäume schneiden hinter ihr die Aussicht ab. Einen Augenblick ist sie wieder allein, gleich wird es ihr unheimlich. Ihr Fuß bebt zurück: wie wenn jetzt die Buben aus Neckerei sich versteckt haben, um sie zu erschrecken? Da erklingt die Harmonika ganz nah', ein wenig seitwärts aus den Büschen. Hinter ihr drein springt mit hellem Juchzer Einer nach dem Andern auf den ansteigenden Waldpfad.

Bärbele schilt: „Thorebuebe ihr! fascht wär' i denn umkehrt!" Aber es ist nicht bös gemeint, so wenig wie der Schreckversuch. Jetzt geht es aufwärts, nicht zu steil, auf gewundenem, dunklen Weg. Fast beklemmend still ist's, man muß Obacht geben, da sind Steine und schlüpfrige Löcher und vorspringende Baumwurzeln. Nur ganz selten fließt ein weißer Mondstrahl wie ein glitzernder Wasserstreif an einem Baumstamm hinab. Aber er macht nicht hell, ringsum wird's nur schwärzer. Jetzt waren wieder Alle vorauf, Bärbele mußte Sorge tragen, daß sie nicht unversehens ein schwerer Absatz traf: die Burschе hatten die Köpfe zusammengesteckt, soweit sie erkennen konnte, der junge

Gärtner blies sanfte, schüchterne Töne, wie wenn ein Vogel im Traum singt. Das langsame, stetige Emporklimmen ging eine Weile fort, Bärbele begann sich zu langweilen. Sie brach einen Ast ab, der eben ihr Haar gestreift, und schlug damit den vor ihr Trabenden in den Nacken, der wendete sich blitzschnell um und kniff sie in den Arm, fast verwundert über den Angriff. Nun begann ein allgemeines Zerren und Necken und Hin- und Herstoßen zwischen den in den Weg hereinhängenden Sträuchern; wortlos erst, nur von kurzem Lachen begleitet, aber die Juchzer und Bärbele's Aufkreischen wurden immer lebhafter. Der Gärtner nahm keinen Antheil, suchte nur seine Kameraden von dem Mädchen wegzudrängen und deckte sie mit seiner eigenen Person.

„Ja, warum denn? i kann mi schon wehre!" schrie Bärbele mit heller Stimme und gab nun ihrem Beschützer einen unvermutheten Puff; sie athmete hoch vor Vergnügen, sprang geschmeidig von rechts nach links, immer ausweichend und zugleich einen Andern angreifend, wobei sie doch mit Wohlgefallen bemerkte, daß die Gegengrüße ganz gelinde ausfielen. Der Gärtner hatte nicht zurückgepufft, sondern war nur mit freudigem, dankbaren Gesicht an ihrer Seite geblieben, bis er plötzlich von ungeheurer Keckheit befallen ward und den

Arm um ihre Taille legte. Das Mädchen hielt sich einen Augenblick mäuschenstill, wie ermüdet; die drei Begleiter waren wieder vorausgesprungen; sie wußte selber nicht, war ihr der Arm da lieb oder leid. Nein, leid nicht, es ging sich ganz bequem so, man braucht's ja nicht merken zu lassen. Sprechen wollte jedenfalls der Gärtner auch nicht, er athmete gepreßt, und es schien ihm sehr heiß zu sein — ha, warum soll man nicht einmal so mitenander geh'n? Er ist ja noch ein Bub, und die Stütze im Rücken thut sogar wohl. Man steigt viel leichter.

Das Dreigespann da vorne begann zu singen, es klang etwas vom Winkelried, das Pärlein marschirte im Takt hinterdrein, warm umschlungen, zuweilen strauchelnd, aber immer wieder schnell aufrecht; Bärbele lachte leise vor sich hin, ihr Traum fiel ihr ein. Aber der Bub kann's doch nicht sein, der, wo ihr im Traum erschienen ist! Er spricht auch ganz andres, es hört sich fremd an, aber nicht übel: „Das Leben ist schwer, aber man muß die Hoffnung nicht fahre' la'n. Der Gärtner lebt ja nur für die Hoffnung, drauf setzt er Alles. Und wie wild auch die Stürme toben, es leuchtet immer einmal wieder ein schöner Stern."

So etwas lispelt er, mehr für sich als zu ihr, und dabei drückt er sie in der Selbstvergessenheit

immer fester an sich, und Bärbele läßt sich mitziehen, ihr ist's so weich zu Muthe, so neu, daß einmal ein Mensch sie so traulich im Arm hält, als wär' er ihr so recht von Herzen gut. 's ist doch 'n netter Bub; man meint, man kennt ihn schon lang; vor lauter Dankbarkeit hat ihn Bärbele nun auch umarmt: es sieht's ja Keiner bei der stockfinsteren Nacht.

Da flammt plötzlich nicht weit von ihnen ein grünes, qualmendes Licht auf und übergießt sie mit blendender Helle. Gelächter und Geschrei erschallt! sie sind auf einmal unter Leuten. „Ha, was denket sie auch!" ruft Bärbele und streift des Gärtners Arm von sich, als bemerkte sie ihn erst in diesem Augenblick. „Nein, aber jetzt — bist Du's oder nicht? Dicke, Du!? Und da ist der Herr Schmied und der Pfau! Wer hätt's gedacht, daß man sich nun doch noch finden würde!" Erklärungen und Widerreden, halb vorwurfsvoll, halb lachend, fliegen hinüber und herüber. „Warum bischt net komme zur rechte Zeit?" „Ha, warum haschst mer net gewartet? Und was schleifschst Du da halb am Bode hin?" „Deinen Huet!" schreit die Dicke und windet sich vor Lachen, während sie das halbzerfetzte Papier vollends herunterreißt. „So heschst 'n jetzet." Und sie klatscht ihn Bärbele mit einem Schwung auf den Kopf. Es ist ein großes und hohes Gebäude für den kleinen blonden Kopf, er wackelt

darauf hin und her, und die Federn nicken wie auf einem Trauerroß. Im neuen bengaliſchen Licht — es iſt jetzt ein rothes — ſieht man Alles ganz genau. „Nein, aber wie ſchön!“ ſchreit die Dicke. Bärbele thut ihn neugierig herunter, da iſt der Feuerſchein erloſchen, und ſie ſind im Dunkeln. „Jetzt geh'n Sie dann mit uns!“ ruft der Schmied und drängt ſich an Bärbele's Seite. „Ich glaub's wohl!“ lacht ſie aufgeregt. Ha, ſchon wieder bengaliſche Beleuchtung! Wie fein das ausſieht, der Brunnen, die drei mächtigen Bäume, die Bank darunter, und ringsum der Wald! Alles ſcheint zu brennen! Und die Herren ſind ſo artig, eine Flaſche geht herum, und ſogar ein Glas haben ſie! Bärbele ſchwenkt's unterm Brunnen, eh' ſie trinkt. Das gibt ein Gelächter. Soll man nicht ein Feuer anzünden? Die bengaliſchen Lichter ſind verbrannt. Einer ſpielt auf der Ziehharmonika, da kann man tanzen. Bärbele hat ſchon ihren Herrn, einen ſanftlächelnden, unterſetzten jungen Mann mit einem kleinen, dunklen Schnurrbart. Er hat einen hellen Sommeranzug und einen punktirten Schlips. Der Schmied mit ſeinem blaſſen, eckigen Geſicht und dem ſpitzbübiſchen Blick ſieht daneben wie ein Vagabund aus. Er hat die Hände auf dem Rücken gefaltet, ſieht zu und macht Bemerkungen.

Die Dicke tanzt mit einem Herrn in Hemdärmeln, dessen Hut ganz im Nacken sitzt. Wo ist so schnell das Feuer hergekommen? Es brennt schon hoch, und der leichte Wind weht ganze Wolken Rauchs hinweg. Bärbele wird von dem Tänzer links herumgewirbelt, Alles flirrt um sie, kaum streifen die Füße den Boden. Wo mag der Gärtner hingekommen sein? Sie sieht ihn nicht mehr, er ist fortgegangen, so scheint es; ein netter Bub', nur eben ein Bub noch. Bärbele lacht laut auf: der Herr, mit dem sie tanzt, hat sie gefragt, ob der junge Herr mit dem Strohhut ihr Schatz gewesen ist! — Eigentlich ist sie keine Freundin vom Tanzen, ihr ist schon ganz taumelig, aber der Herr Pfau stützt sie recht brav, auch scheint sie ihm zu gefallen. Jetzt sagt er ihr's geradezu. „Oh, Sie gefallet mer auch net übel!" lacht Bärbele offenherzig. Dann verstummt sie verwirrt, wie erstaunt über sich selbst. Es ist doch sonst nicht ihre Art, solche Worte für Ernst zu nehmen und darauf zu antworten. Aber heut Nacht ist eben Alles anders als sonst. Das muß es sein. Er fragt sie, ob sie nicht Schlaf habe. „Ha, woher?" Es will ihr fast nicht in den Kopf, daß jetzt Schlafenszeit wäre. Sie erzählt's ihm, wie sie umenandergeirrt ist, weil sie den Ausgang nicht hat aufgeben wollen. „I möcht' emol im Maiethau

habe, no kriegt' mer gele Haar!" „Es sei ja schon gelb und kraus wie Werg," meint der Pfau, „aber da kenn' er einen andern Aberglauben, der sei Wahrheit. Was man in der ersten Mainacht nicht einthut, das darf der Finder behalten. Besonders wenn der Finder ein Lediger und der Fund ein freundliches Mädchen ist!"

„Nein, aber!" wundert sich Bärbele; sie spazieren ganz vertraulich Arm in Arm. Landsleute sind sie ja auch; der Herr Eugen Pfau ist von Kalw, geht aber nicht wieder heim, der Verdienst ist hier besser als im Schwabeländle. Er spricht auch etwas von der Freiheit hier: die freie Schweiz, das ist sein drittes Wort; sein Kamerad und Landsmann, der Schmied zum Beispiel, wenn er etwas viel getrunken hat, hält Reden. Aber solche Reden — Herr Pfau sieht sich vorsichtig nach allen Seiten um — im Loch säß' er längst dafür, wenn er's daheim probirte. Aber hier „auf den Bergen wohnt die Freiheit," sagt Herr Pfau, „und unter sechs Franke den Tag thu' ich's nicht mehr, nicht um den Preis der Welt." Bärbele staunt zu ihm empor, wie er so die Brust herausdrückt und fest auftritt: so etwas Solides ist ihr noch nicht vorgekommen. „Ferner hat man den Zürchersee; alle Sonntag bereits kann man seinen Spott darauf treiben."

Bärbele hört die bedächtigen Worte und verſteht ſie nicht. Es wird ihr ganz ſchlimm, daß ſie ſo dumm iſt. Ha, ſo geht's, wenn man nicht recht geſchulet iſt, da weiß man nicht, wozu man einen Spott treibt.

„Man hat hier den Ruderſpott und den Segelſpott und den Kletterſpott", belehrt er ſie.

„Liebſchter Heiland, wenn er nur net zu ſchtudirt iſcht für mi!" ſeufzt Bärbele heimlich, „und ſechs Franke de Tag verdienet er — oh weh, i arm's Mädle, ſolche Herre werdet ſich net lang mit mer abgebe." Aber er iſt ſo arg zuthunlich, ſie vergißt's gleich wieder, wie er nach dem Grunde ihrer Seufzer fragt. „Der Züriſee iſcht mir halt in keiner guten Erinnerung bliebe," ſagt ſie leichthin, „i ben emal faſcht drin vertrunke." Es iſt zum erſten Mal, daß ſie in dieſem Ton darüber ſprechen kann. Das Alles liegt ſo meilenfern heute Nacht, wo es ihr vorkommt, als flatt're auf Schritt und Tritt der gold'ne Vogel Glück um ſie herum, und ſie dürfe nur zugreifen, nur nach der rechten Stelle faſſen und ihn feſthalten. Mit wem ſie denn ſo ungeſchickt Schiffli gefahre ſei? fragt Herr Pfau. „Mit eme Mädle." Ha! natürlich! Herr Pfau geräth ordentlich in triumphirende Aufregung: „wenn ein Mann dabei geweſen wär', e rechter Kerle, ſo wäre nichts paſſirt, aber ſo Mädle alleinig."

„Zwei ſind da gwe, zwei Mannsbilder," ſagt Bärbele kleinlaut, „die ſind weggeſchwomme, ſo ſchnell ſie 'konnt hänt — die hänt nur dran denkt, ſich ſelber z'rette." Und dann, zu weiterer Bekräftigung; „Der, wo in unſer Schiffli g'ſchprunge iſcht und 's ganze Unglück a'grichtet hat, iſcht zuerſcht davon g'ſchwomme. Er iſcht dann do gwe, wo i vernomme worde bin; im Selnau dronte hänt ſe 'n acht Tag im Loch b'halte."

Herr Pfau iſt verſtummt, jetzt murmelt er, es gäb' allerdings ſo Menſchen, aber man müßt' es zu vergeſſen ſuchen. „Das ſchon!" nickt Bärbele, „aber i weiß net, mi friert noch, wenn i an d' See denke mueß, i könnt' nie mehr Schiffli fahre." Es fröſtelt ſie furchtbar, der Begleiter ſpürt, wie ihr Arm zittert. „Mit mir thätet Sie ſchon gehe!" flüſtert er zuverſichtlich; Bärbele fühlt den warmen Hauch ſeines Mundes über ihr Geſicht wehen, und ihren Arm drückt er ſo zärtlich feſt, ſie ſeufzt vor Behagen. „Auf den See, meinet Sie?" „Ja, mit mir! wenn i 's bin!" „Auf den See? nein!" „Wohl, wohl! mit mir! weil i 's bin." Er beugt ſich nieder, ſieht ihr in die Augen, Bärbele hat ſchon alle Unbefangenheit verloren. „Geltet Sie, mit mir?" drängt er, und es ſcheint in den harmloſen Worten Gott weiß was für eine Bedeutung zu liegen. Da rennt etwas hinter ihnen her, und

auf einmal ist die Dicke da und reißt Bärbele an sich: „So hänt mer net g'wettet! Gang jetzet mit dem Schmied, und i will de Eugen, do wird jetzt net Heirathles g'schpielt!“ Bärbele schämt sich für die gute Bekannte, auch der Herr Pfau scheint unzufrieden, er hält Bärbele am Arm fest: „Der ehrliche Finder darf's behalte,“ murmelte er. Aber schon hängt sich die Dicke auf der andern Seite an ihn: „Komm, komm, vorwärts!“ Bärbele wirft die Lippe auf: „So, die sind jetzet per Du! wenn i das g'wißt hätt'!“ Aber mit dem Schmied geht sie nicht, auf keinen Fall, und der And're, der Tänzer der Dicken, ist womöglich noch wüster angezogen. Sie macht ein paar unschlüssige Schritte, das erlöschende Feuer und der Mondschein vermischen sich hier auf der Waldwiese zu einer geisterhaften Helle, daß man Alles erkennt. Da kommt langsam Einer auf sie zu; er zögert, bleibt wieder stehen und sieht sie an mit verlangendem, traurigen Gesicht.

Ach, das ist ja der Gärtner, der nette Bub, der ist also nicht weiter gegangen? Sie winkt ihm, und gleich kommt er heran. Aus seinem Gesicht verschwindet der Kummer, er wird roth, wie nun Bärbele seinen Arm nimmt: „Jetzet ganget mer miteinander,“ sagt sie leichthin mit einem Blick auf das and're Paar. Eben lacht die Dicke mit tiefem

Ton wie ein Mann, Herr Eugen Pfau ganz hell und spitz wie ein Mädchen. ‚Ha, die Fräulein haben recht, es ist ein gemeines Frauenzimmer, da geht sie nun mit dem hübschesten und solidesten jungen Mann am Arm und spricht gewiß kein Wort von dem Buben in Zollikon und von seinem Vater, dem reichen Wittwer!‘ „Was saget Sie?“ fährt Bärbele den Gärtner an, der schon eine Weile vor sich hin gelispelt hat; er schreckt ordentlich zusammen bei dem rauhen Anruf. Wieder lacht die Dicke. Bärbele wird es warm vor Aerger. „Die Mannsbilder sind halt Lappi, Einer wie der And're!“ sagt sie unvermittelt, dem armen Gärtner fährt das Wort wie ein Messer in das Herz, aber er wehrt sich nicht, er blickt das zornige Mädchen nur mit entsetzten Augen an. Nun gesellt sich doch der Schmied zu ihnen. Bärbele nimmt ihn sogar ziemlich freundlich auf: „Kennet Sie de Herrn Pfau schon lange?“ fragt sie ihn sogleich. Der Schmied hat stechende Augen. „Wohl, wohl! kenn ihn, so lang er isch't! Landsleut und Kamerade kennet enander scho!“ „Aber er isch Schreiner, wie der Herr Liechti, gelte Sie?“ „Ja, Schreiner; g'fällt er Ihne?“ Der freche Ton sagt noch mehr als die Frage, die scharf herausfährt wie eine Katzenkralle. Bärbele zuckt die Achseln. „I kenn' ihn ja net.“ „Aber Sie möchtet 'n gern kenne

lerne, gelte Sie? Er kommt so fein daher und hat so e Mädlesg'sichtle, gelt?"

Wenn ich nur den Menschen los werden könnt, denkt Bärbele erbost. „Ja, aber was saget Sie, Sie kennet de Pfau net? Sie kennet ihn ja wohl, i han 's ja selber g'sehe, wie dicht Sie jetzet de Kopf mit ihm z'sammegeschteckt hänt!" Und der Schmied packt sie wie spielend am Aermel, daß sie auch hören möge. Der Gärtner wird wieder roth bis unter den Hut, ängstlich sieht er Bärbele an, als erwarte er von ihr ein Zeichen, daß er sich für sie wehren solle. „Und was hänt Sie denn da für e halbausgeschloffene Eidotter am Arm?" fährt der Zudringliche höhnisch fort: „kann mer do net au e bitzle Blume suche helfe?" Er schiebt seinen Arm unvermuthet unter den des Mädchens. Aber Bärbele hält sich nicht länger, sie läßt beide Arme schlaff herunterfallen: „Na nein! i dank beschtens, so gaht's denn doch net! Die Herre brauche sich net zu bemühe, i geh', mit wem i mag, und am liebschte ganz allein!" Damit dreht sie sich um und läuft weg, halb belustigt, halb geärgert über die Beiden, die mit langen Gesichtern ihr nachsehen. Ach 's ist nicht halb so schön heut, wie sie sich's gedacht hat. Die Dicke hat ihr das Spiel verdorben, und was will sie denn? Hat doch schon lang ihr Theil, sie blaguirt ja immer,

der Wittwer wollte sie heirathen. Ganz unwillkürlich kommt's ihr: den Pfau, den muß ich haben. Das ist der Solideste von Allen, der geht auch sogar mit dem Schreiner Liechti um. Und wie klug er ist und gebildet. Den muß man jetzt nicht fahren lassen. Aber wie fängt man's an, daß man die Dicke vertreibt? Soll sie hingeh'n und sie am Arm rütteln und sagen: „Du, Dei' Bueb schreit in Zollikon, i g'hör's bis daher?" Nein, das ist nichts, so eppes sagt mer net vor einem ledigen Mann. Soll sie dem widrigen Menschen, dem Schmied sagen: „Rufen Sie de Herrn Pfau, i möcht eppes mit em rede?" Nein, das geht noch weniger, mit dem zudringlichen Kerle spricht sie kein übriges Wort. Wär's nicht besser, zu warten? ewig wird er doch nicht mit der Dicken spazieren gehen. Ha, Lappi, sind sie Alle, wer sie grad' festhält, der hat sie. In der Rathlosigkeit fängt sie an zu seufzen. Ihm pressirt's wohl nicht, aber ihr. Wie selten kommt sie einmal fort. „Ui! hätt i 'en Schatz und e bitzele Geld!"

Gelächter unterbricht ihren Gesang: ist's wegen der Worte oder der rauhen Stimme? Nun muß sie selber lachen, obwohl sie sich schämt: „Ha! und warum net?" ruft sie, sich übermüthig gegen die Lacher wendend: „i mein's, wie—n—i 's sag! und i sag's wie—n—i 's mein'! Mer könnte e bitzle

schpringe und Tanzerles schpiele, 's ischt arg langweilig, wenn mer so daher zipfelet! I kann's net leide!" Husch! rennt sie voran, und schon springt Alles mit Juchzen hinterdrein. Im Dunklen, hinter den Bäumen, unter den Büschen, mit Lachen und Kreischen, froh und unbändig. „Ha, so isch es recht!" schreit Bärbele und schlupft dem Schmied unterm Arm durch, greift einen Andern, denkt: „wen hab' ich da?" und läßt ihn schnell fahren, „schon wieder der Gärtner, der Bub!" „Dicke? ah so, Du bischt es!" Die Dicke packt sie: „Der Eugen ischt arg verliebt in Di, er hat's mer verrathe!" Ihre Stimme soll gedämpft sein, klingt aber immer laut genug. Bärbele drückt ihr die Hand auf den Mund. „Und zu was führet er Di, Du dicke Watschel?" „Watschel? da haschst e Watschel!" Aber die Dicke hat nur im Spaß ihre Wange geklatscht: „I soll ja de Freiwerber mache!" „Ha, Freiwerber! i brauch' kei' Freiwerberei! Wer mer eppes z'sage hat, der kann's Maul aufthue!" Aber sie lacht vor Wohlgefallen bei den kühlen Worten, und mit doppelt hohem Sprung taucht sie wieder in den dunklen, duftenden Wald: „Rutsch hin! rutsch her! Mach mir's, daß i tanze kann! tanze wie ein Edelmann! Ha!" Hat sie den Herrn Eugen gefangen oder hat er sie erwischt? Auf alle Fälle halten sie sich fest, beide hastig

athmend, beide erhitzt und erregt, wortlos, aber zufrieden.

„Warum seufze Sie?“ flüstert Herr Pfau und beugt sich zu ihrem Gesichte: „saget Sie mir's, hm?“ „Warum? weil i 's Heimweh han'.“ Bärbele fühlt nichts mehr davon in diesem Augenblick, aber es ist ihr so auf die Zunge gekommen. „Heimweh nach 'm Schwobeland?“ wiederholt er. „Na nein,“ ruft sie hastig. „Heimweh nach Ihre Eltere?“ „Na nein!“ „Also Heimweh, wonach?“ „Ach, i weiß es ja selber net!“ flüstert Bärbele zwischen Lachen und Weinen, „wo i gern gwe bin, da han i furt müsse, und wo mer's letz gange ischt, do hänt's mi behalte!“ „Aber 's gaht Ihne net letz jetzet, oder?“ Jetzt hat er ihren Mund gefunden, aber schnell fährt sich Bärbele mit dem Handrücken darüber. „Das Abschlecke han i net gern,“ flüstert sie kleinlaut. Er lacht und küßt sie nun erst recht: „Gewöhnscht Di schon dran, mei Mädle! Was häscht g'sunge vorher? Hätt i 'en Schatz? gelt Du? Bischt jetzet z'friede?“ „Ja!“ murmelt das Mädchen treuherzig, „i bin dann z'friede.“ „Gelt, gibscht mer e Buß?“ „Ja, i weiß net, das Abschlecke — —.“

Ueber dem Lachen und Spielen und Verwehren sind sie ganz allein geblieben, Bärbele blickt sich um: „ja, da ist nichts zu seh'n als dunkle Flecke

und noch dunklere;" der Mond ist erloschen, und wenn man die Hand ausstreckt, greift man in Nadelzweige; die Luft ist schwül und ganz erfüllt von Tannenduft, in ein rechtes Dickicht sind sie gerathen. „Wo sind sie Alle hinkommen?" fragt Bärbele beklemmt. Aber Herr Pfau lacht ganz gelassen: „Ha, mir isch' es gleich! Mir zwei send g'nug, denk i!" Und Bärbele sieht, daß er recht hat. Immer weiter ins Dickicht führt sie ihr Weg, und das Juhu der Andern klingt schon aus weiter Ferne, wenn's überhaupt von ihnen kommt. Wie im Traum gehen die Beiden, engumschlungen, fast nicht redend, und Bärbele will's nicht in den Kopf, daß sie sich gestern noch kaum gekannt! Freilich ja, gesehen hat sie ihn schon oft, und er hat ihr gefallen. Nicht so arg im Anfang, aber es ward immer besser. Und jetzt ist's so merkwürdig zu denken, daß hier dieser Mensch für sie allein sein soll und sie für ihn. Sie drückt ihn fester.

„Man hat dann Jemand in der Welt," murmelt sie lächelnd vor sich hin. „Fürchteschst Di net, mei Mädle?" sagt der Mann mit leiser, unsicherer Stimme. Bärbele lacht ihn an. „I woher? Jetzet ischt mer's denn heimelig, wo— n—i geh!" „Wo Du mit mir gehscht, Schatzeli?" „Ja, und überall." „Auch auf de See?" Bärbele schreckt leicht zusammen, sie antwortet nicht. Aber der Eugen er-

wartet auch keine Antwort, er hält ihr ja selber fest, fest den Mund zu. „Gelt, Schatzeli, das Abschlecke isch doch net übel?“ lacht er ihr ins Ohr, und nun schlingt sie nickend und glühend selber den Arm um seinen Hals. „Bin i Dei Schatzeli, Eugen?“ „Freilich wohl! i glaub's! 's fehlt nimmer viel! komm!“ „Und Du bischt der Mein', Eugen.“ „I bin der Dein', Schatzeli.“ „In alle Ewigkeit der Mein'?“ „Heut Nacht und in alle Ewigkeit, Schatzeli.“ „Ja, aber die Hauptsach' isch d' Ewigkeit, gelt Du?“ „Nanein, die Hauptsach' isch, daß mer beisamme isch! komm Du nur!“ Wohlig seufzt sie auf und zittert ein wenig und weiß doch nicht, warum. Oder weiß sie's? Athemlos zieht er sie weiter fort: „Komm, Schatzeli, komm!“

Steil aufwärts zwischen eng verworrenem Gesträuch klimmen sie, und die Büsche thun sich hinter ihnen zu, und der Fuß tritt vom harten Fels auf weichen moosigen Grund. Da ist die kleine Lichtung, lang steht das junge Gras, das noch keine Sichel berührt hat, und von den tief herabhängenden Zweigen träuft Duft und Thau. „Komm, Schatzeli, komm!“ Er breitet die Arme aus. Lautlos gleiten sie in das weiche, kühle, hochsprießende Waldgras. — — —

Wo ist die Nacht geblieben? Die Vögel wachen auf, die Bäume schütteln sich, ein kühler Wind

weht über die Berghalden. Wird es nicht schon hell? Der Eugen hebt den Zeigefinger und deutet hinab: „Da liegt der See, da unte! gelt, nächschte Sonntag ganget mer Schiffli fahre, mir zwei.“ Bärbele zieht den Arm von seinem Halse zurück, gähnt und blickt offenen Mundes in den Himmel: „Nächschte Sonntag han i kei Ausgang, i will's bedenke.“ Nun starrt auch er hinauf: „Schon Tag? schad' dafür! Jetzt mueß' mer denn einkehre, i han en Mordshunger, und Du wirscht auch eppes wolle.“ Bärbele springt mit gleichen Füßen in die Höhe: „En Hunger han i! en Hunger! Ob schon wer wach ischt im Wirthshaus?“

Lachend, ein wenig verwirrt, blicken sie einander in die Augen, es wird lichter bei jedem Schritt. Und hier auf dem ebenen Gipfel des Berges wandert sich's gut Arm in Arm.

„Jetzet seh' i auch Deine Maieblümle do.“ Er berührt Bärbele's Nasenrücken, der mit Sommersprossen übersäet ist. „Ha, Maieblümle? Roßmucke kas'cht schon sage. Und Du, was häscht do?“ Sie hebt ihn den blonden Schnauz in die Höhe: „E Warz! ha, ha, e Warz! Nei, nei, nei, net abschlecke, sonscht wachset mir auch e Warz!“

Ihr ausgelassenes Gelächter klingt wie Taubengurren durch den erwachenden Wald. Er lacht auch: „Hascht die zu schpat b'sonne, Mädle, jetzet,

was wachſe mueß, wachſt!" Sie wird roth, ſchweigt, zupft ihn am Schnurrbart. „Was wottſcht, Mädle?"

Noch röther und verſchämter ſtottert ſie: „Gelt Du, die alte Schwenkfeldere hat aber recht."

„Ich kenn kei' Schwenkfeldere."

„Alleinig iſch jo kei' Freud' auf der Welt, will i ſage!" ruft Bärbele laut und belehrend. Er drückt ſie an ſich: „Recht haſcht. Aber jetzet goht mer denn e Kaffeele ſuche, mein Mage hängt ſchief wie—n—e Viertelsmond. Uh, bin i müd!" Die erſten gelben Strahlen zucken über den grauen lichen Himmel. —

Ja, auch der ſchönſte Spaziergang nimmt ein End. Bärbele iſt müd' auf den Füßen und wirblich im Kopf in ihrer Straße wieder angelangt. Der Eugen hat ſie ſo gut gefüttert, noch nie hat's ihr ſo geſchmeckt wie der ſaure Wein und der dürre Käs' dort in ſeiner Geſellſchaft. Und auf dem Rückweg ſind ſie wieder mit der Dicken zuſammengeſtoßen, und der Schmied, der einen Rauſch gehabt, hat ſie beide ſo widrig angeſchaut und Lieder geſungen — das hat ihr faſt Alles verdorben. Warum hat's ihm der Eugen nicht verwehrt? Gelacht hat er und ſie angeſtoßen und noch recht aufmerkſam gemacht. Ha, der Schmied iſt freilich ſein Freund, wenn er wieder nüchtern iſt, wird er's ihm ſchon

sagen. Er ist ja doch so einzig lieb und gut, ihr Eugen. Der Mein', der Mein' in alle Ewigkeit, denkt Bärbele, und ihr Herz thut einen hohen Freudensprung. Er hat's ja gesagt, er sei der beste Mensch, wenn man ihn einmal kenne. Drum auch hat sie ihm ganz vertraut, und der Vetter vom Liechti ist er obenein. Bärbele steht still vor ihrer Spiegelscheibe und besieht sich. Der große Federhut rutscht ihr fast bei jedem Schritt auf die Seite, aber wie eine Nachtschwärmerin sieht sie nicht aus — nur die Augen so glänzend — gar nicht wie sonst. Weil mein Traum auskommen ist, Alles bis aufs Haar, nur noch viel mehr! Einzig: Verlobung hat man nicht gefeiert, es wär' aber auch nicht gange mit dem betrunkenen Schmied, dessen Reden und Anstieren Einem fast den Magen umgekehrt haben. Da hängt noch eine Tannennadel an ihrem Aermel; sie sieht an sich hinab: das Kleid ist ganz recht, nichts verdorben! Wenn wir verlobt sind, schreib' ich dann heim. Plötzlich zuckt's ihr durch den Kopf: die Mutter! Immer hat sie geredet vom Bravsein. Gut, daß sie nicht jetzt zu ihr muß. So brav, wie die Mütter verlangen, kann man ja nicht sein, es geht einfach nicht, sie verstehn's nicht. Was verstände die Mutter etwa vom Eugen? Die Erinnerung an die letzten Stunden überfällt sie heiß. Ihr Herz schlägt stark:

Der Mein'! der Mein'! in Ewigkeit der Mein! Er hat's ja gesagt, und er ist der Vetter vom Liechti. Wenn jetzt die Backfische wieder fragen: „Bärbele, wie heißt Dein Schatz?" — Und er verdient sechs Franken, darauf kann man ja heirathen, alle Tag. Warum er nur nichts davon gesprochen hat, und so lang und so allein sind sie doch mitsammen gewesen? Nächstes Mal!

Gedankenvoll geht sie die Stufen hinan, schmettert die schwere Hausthür hinter sich zu und wirft noch einen schnellen Blick in den Uhrmachersladen im Parterre. Nur eine halbe Stunde später ist's, als sie hat daheim sein sollen, gerad halb acht. Wenn man so etwas erlebt! denkt Bärbele, da kommt's auf keine halbe Stund' an, und sie pfeift aus Leibeskräften. Wenn sie zanken wegen der halben Stund', sie ist gerüstet! Wie sie die Glasthür öffnet, ruft etwas laut und ängstlich: „Papeli!" Und die Jüngste, ganz angekleidet, aber mit sonderbar verstörten Augen erscheint auf dem Gang, hinter ihr der andere Backfisch. „Ach, Du bischt 's nur!" seufzt es ihr entgegen. Bärbele erschrickt: „Ischt der Pape net daheim?" Da hängen sich die zwei Mädchen weinend an: „Bärbele 's ischt eppes passirt, eppes Fürchtigs!" „Mit eurem Pape?" „Nei, nei, mit der Linda und dem Andreotti. Mer hänts entdeckt, weil sie uns scho' lang verdächtig

gwe iſcht, no hänt mer ihre Chiffonière aufbroche!“ „No?“ „Sie hänt ’s Verhältniß mitentander, ſcho’ über e Jahr, und der Pape hat ’s ihr g’ſaiet, und hat ſe ſchlage wolle, und da iſcht ſie wegg’loffe, mitten in der Nacht, und der Pape iſcht gange ſueche, und ſie komme beide net!“

Bärbele iſt todtenblaß geworden, „nei aber, gibt es ſo Menſche? Und die Suſette? „Die Suſette hat g’weint und Ohnmachten kriegt und ’s net glaube wolle, aber mer hänt ehr denn de Brief g’zeigt, ganze Hauſe!“ „No iſcht ſie wieder krank worde!“ „Jo, und im eine Brief hat g’ſchtande, es ſei halt ums Vermöge von der Suſette, was ſie von der Götti hat, ſeine Eltere ſeiet ſchuld, daß er ſie nehme mueß, ſonſcht hätt’ er d’Linda wolle!“

„Ha, pfui!“ Bärbele ſpuckt aus, ganz roh und bäuerlich in ihrer Entrüſtung und Verſtörung. „So Menſche gibt’s alſo? So kann ’s gehe in der Welt? So kann mer b’ſchiſſe werde? Pfui, ſo eppes Schülis!“ Sie taſtet nach dem Hut und legt ihn langſam auf den Tiſch, er drückt ihr plötzlich den Kopf. „I will mol ’nei’gehe zu der Suſette! ’s iſcht mer in die Bein’ g’fahre, i kann faſcht net aufſchtehe. Ui, weger!“ Und während ſie müden Schrittes nach der Thür geht, hinter der es jammert und ſchluchzt, wiederholt ſie kopfſchüttelnd

und halbgelähmten Geiſtes: „So gibt's Menſche? So eppes paſſirt in der Welt? Schweſchter gege Schweſchter, Bräutigam gege ſei Braut — pfui! pfui! No darf mer Niemand traue? Niemand?“

Und es wird ihr plötzlich ſo einſam und öd' — und es iſt unheimlich in der Welt.

Wie ein großer, häßlicher Lichtlöſcher iſt es auf ihre Freude gefallen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Vaterrecht.

Man hatte ihm nichts nachweisen können, und so war er denn freigesprochen worden. Die Hauptanklägerin war eben todt.

Der Oberarzt des Luzerner Spitals erboste sich zwar über den Freispruch. Er war es, der für die Todte Klage erhoben hatte. Er wußte ja ganz genau, daß die Verletzungen, mit denen sie bewußtlos im Bette liegend aufgefunden worden, von Fußtritten herrührten. Fußtritte und Fußstöße mit schweren Stiefeln. Er wußte, daß die Frau an diesen Fußtritten gestorben war, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Und er hatte alles das vor Gericht gesagt. Aber der Mann der Todten hatte eine andere Erklärung gegeben. Seine Frau war die Treppe hinuntergefallen und hatte sich gestoßen. Die tödtlichen Verletzungen waren von dem Fall hergekommen. Und bei einer Frau in diesen Umständen war der Tod in Folge eines Falls natürlich. Wenn Jemand sie getreten hätte, sagte der Mann, so müßte doch er als Ehemann etwas davon wissen — er wisse aber nichts. Die Frau sei überhaupt schwächlich gewesen, und zum

Schaffen ganz unbrauchbar. Sie habe immer so in den Winkeln herumgesessen und sich nicht um ihn bekümmert. Es sei eigentlich nicht „schad dafür."

Man hatte ihn belehrt, das sei eine Aeußerung, die Gemüthsroheit bekunde; darauf hatte er gelacht und geflucht und war wegen Beleidigung des Gerichts zu drei Tagen Gefängniß verurtheilt worden. Und dann hatte man ihn wegen mangelnder Beweise laufen lassen.

Und er war wirklich gelaufen. Er war über die französische Grenze gegangen und hatte sich als Fremdenlegionär anwerben lassen. Einige Wochen später war er in Algier.

Hinter sich ließ er eine leere Stube. Der Wirth behielt das Bett, auf dem die tödtlich verletzte, bewußtlose Frau gelegen, ehe man sie ins Spital überführte. Aber der Zins war damit noch lange nicht beglichen. Als er jedoch den Tisch und die zwei Stühle, den Kasten und das Küchengeschirr gleichfalls an sich nehmen wollte, zeigte es sich, daß diese Sachen bereits verkauft waren — der Abreisende hatte damit seine Fahrt bezahlt.

Die Armenpflege glaubte sich schon einer Verpflichtung enthoben, denn die nun todte Frau hatte zu ihren treuesten Klienten gehört. Mit ihrem schmalen, weißen, großäugigen Gesicht hatte sie

Woche für Woche draußen auf dem klappernden Holzbänkchen im Korridor vor dem Sprechzimmer gesessen und auf die Unterstützung gewartet. Oft hatte man sie angeschrien, sie solle halt mehr schaffen, damit sie nicht immer zu heischen brauche. Darauf hatte sie nur die Augen weit aufgerissen und lautlos die Lippen bewegt. Und oft war sie strenge ausgefragt worden: „Ja, Sie hänt doch en Mann?"

„Ja."

„Schafft er nüt?"

„Nüt, oder nüt für eus*)."

„Gibt er Ihne nüt? Gar nüt?"

„Sie wisset's ja! Er gibt mer nüt."

So war es schon Jahre lang gegangen. Aber nun erwies es sich, daß die Armenpflege nach wie vor nicht von dieser Familie loskam.

In dem leeren Zimmer, aus dem man die Mutter sterbend hinausgetragen, aus dem der Vater im Rausch hinausgetaumelt war, saß nämlich in der Ecke zwischen Bett und Fenster ein kleines, dunkeläugiges Mädchen und wimmerte: „Muetter! Muetter!

Ein mitleidiger Nachbar hatte es aus dem Eckchen herausgezogen, wobei es sich angstvoll ge-

*) uns.

sträubt und mit dem Aermchen, beständig wimmernd, das Köpfchen geschützt hatte. Er hatte darauf seine Frau gerufen, und von der hatte sich das Kind auf den Arm nehmen lassen. Sie behielt es für die Nacht, und dann lieferte sie es der Armenpflege ab. Es hatte sie nicht schlafen lassen, sondern bitterlich nach seinem „Müetti!" geschrien, manchmal auch „Brot! Wasser! Wasser! Brot!" So berichtete die Frau. Auch hatte es oft nach dem Köpfchen gefaßt, und die Frau hatte dort eine große Wunde gefunden, die mit den von geronnenem Blute zusammengeklebten Haaren verdeckt war. Der Arzt war gekommen, und der Armenpflege war Bericht geworden, daß die Kleine noch mehr Wunden an sich trage, die mit einem scharfen Instrument beigebracht worden. Es war blaß und rhachitisch, mit krummen, geschwollenen Knien, dünnen Aermchen und dickem Bauch. Sobald es eine männliche Person erblickte, begann es zu zittern, den Kopf wegzudrehen und den Arm schützend vor das Gesicht zu halten. In seinen großen, dunklen Augen stand eine tödtliche Angst geschrieben, der Mund war beständig zu einer weinerlichen Grimasse verzerrt. Es war vier Jahre alt und hieß Verena Brändli.

Die Armenpflege fand in den großen Büchern, die sie nachschlug, daß sie noch Ursache hatte, mit dieser Nachlassenschaft des „verzogenen" Ignaz

Brändli zufrieden zu sein. Es hätte so kommen können, daß Ignaz Brändli ihnen noch eine ganz andere Last hätte aufbürden können. Da standen noch ein kleiner Ignaz, Alois, Josef und Kaspar verzeichnet — alle diese Kinder aber waren in zartem Alter verstorben, glücklicherweise! Auch der kleinen Verena sagte der Stadtarzt ein solches Schicksal voraus. Das Kind war in einem ganz heruntergekommenen, jämmerlichen Zustande. Wollte man ein übriges versuchen, so mußte man es aufs Land thun — aber auch dann hatte es wenig Aussicht, leben zu bleiben.

Die Armenpflege fand in den großen Büchern, daß die todte Frau Brändli in Weggis beheimathet gewesen, in Weggis am Vierwaldstätter See, und so ward auf dem Armenhof in Weggis eine Unterkunft für die kranke Kleine gesucht.

Einer der Herren setzte sich mit dem Verena Brändli auf ein Schiff und fuhr über den See, und an der Landungsbrücke in Weggis erwartete sie eine Frau in dörflicher Kleidung, ohne Hut, mit einem seidenen, blauschillernden Schurz und einem Körbchen früher Pfirsiche. Die Pfirsiche übergab die Frau dem Kapitän zur Besorgung nach Beckenried, das Verena aber nahm sie mit sich auf den Armenhof, an dessen Südmauer die frühen Pfirsiche gewachsen waren.

Die Formalitäten wurden schriftlich erledigt, und dann ward die Familie Brändli in den großen Büchern in Luzern ausgestrichen und dafür das kleine Verena Brändli eingetragen, für das das Kostgeld nach Weggis auf den Armenhof zu zahlen der Heimathsbehörde des entlaufenen Vaters oblag.

Der Armenhof hat eine Mutter. Sie ist die Mutter aller derer, die auf dem Armenhof wohnen, die Mutter der Kinder und der hülflosen Greise.

Als die Mutter die Köchin von weitem erblickte, dieselbe, die das Verena abgeholt und die Pfirsiche nach Beckenried besorgt hatte, stand sie auf von der hohen Schwelle des alten Junkerhauses, wo sie gesessen, warf das Kartoffelmesser in die Schüssel, rieb sich die Hände an dem breiten, grauen Schurz und kam hurtig herunter in den Garten.

Sie sieht die Köchin an, sieht das Kind an und ruft: „Das ischt noch erscht e Chliefes!*)" Dann nimmt sie es mit warmen, weichen Händen sofort auf den Arm und hält sein Köpfchen an ihre warme weiche Backe. „Gelt, Du bischt lieb? Das Vreneli ischt lieb?"

Und dann küßt sie ihm mit warmen, weichen Lippen die dunklen, nassen, angstvollen Aeuglein und ruft in das andere Haus hinüber: „Chömmid!**)

*) Kleines. **) Kommt.

Kinder! Chömmid! I bring euch da es neui Schweſchterle! 's iſcht e chlieſes Vreneli."

So hielt das Vreneli ſeinen Einzug auf den Armenhof.

* * *

Der ganze Armenhof ſteckt voll von Menſchen. Zwei Häuſer hat er, das alte Junkerhaus mit den großen Fenſtern, den frohen, weiten Zimmern mit den gemalten und vergoldeten Kaſſettendecken, wo die Vorräthe liegen — die Tonnen mit den getrockneten Birnen, die gelben Haufen klaren Weizens, die Säcke mit Erbſen und Maccaroni — wo der alte Schneider ſitzt, dem es immer ſo kalt an den Füßen iſt — und das andere Haus, wo all die Schlafſäle ſind: einer für die alten Männer, einer für die alten Frauen, einer für die Buben, einer für die Mädchen, und jedes hat ſein eigenes Bett, ſeinen eigenen friſchduftenden Laubſack.

Die Mutter aber hat eine braune getäfelte Stube mit einem großen blaugrünen Kachelofen, und vor den zwei Fenſtern ſchimmert, eingefaßt in die großen Blätter der Spalierrebe, der blaue See. Inmitten der Stube aber iſt ein rothes Viereck, ein Viereck aus rothen Gardinen. Dahinter hat die Mutter ihr Bett. Und zwei kleine Betten ſtehen dicht neben dem Bett der Mutter, darin

ſchlafen die kleinſten Kinder. Zu den zwei Bettchen wird noch ein drittes geſtellt hinter das gemüthliche Viereck, das wie eine kleine, rothe Stube in einer großen, braunen Stube ſteht. Und als es Abend wird, geht die Mutter zu den luſtigen Kindern auf dem Grasplatz hinter dem Haus, unter denen das ſtumme Breneli mit dem Finger im Mund ſteht und nur unruhig ſeine dunklen Augen bewegt. Und die Mutter winkt ihm mit dem krummen Zeigefinger: „Komm zu mir, Breneli.“

Breneli ſteht und hält den Finger im Mund, und ſeine Augen werden noch dunkler vor Schrecken.

„Komm!“ ſagt die Mutter und nimmt es weich auf den Arm. „Gar leicht biſcht Du, Chlieſes.“ Und ſie geht mit dem ſtummen Breneli hinter die rothen Gardinen, zieht es aus, wäſcht ihm das Köpfchen und das zitternde Körperchen mit einem großen Schwamm voll ſonnenwarmem Waſſer. Und nun legt es die Mutter in das ſaubere, friſche, roth und weiße Bettchen. Die ganze Stube riecht nach Heu und Pfirſichen.

„Kannſcht auch beten, Breneli?“

Das ſtumme Breneli ſieht die Mutter an mit ſeinen leidenden dunklen Augen. Die Mutter legt ihm die bleichen Fingerchen zuſammen und beugt ſich über das Kind:

„O du mein liebs Schutzengelein,
Laß mich dir empfohlen sein.
Laß mich werden brav und fromm,
Daß ich zu dir ins Himmele komm. Amen!“

So schlief das Vreneli auf dem Armenhof den ersten Abend ein, und viele, viele Abende danach hinter den durchschimmernden rothen Wänden in der nach Heu und Pfirsichen riechenden Stube der Mutter.

* * *

In der braunen Stube der Mutter ist eine Wand ganz hell gesprenkelt. Dort hängen Bilder und Bildchen in kleinen, weißen Laubsägerahmen. Die Rahmen machen die Buben des Armenhofs an den langen Winterabenden, wenn die Mädchen und die Greisinnen die Kastanien schälen und dabei singen. Das sind lustige Abende, auf die sich der ganze Armenhof freut.

Jedes der Bildchen aber in solch einem zerbrechlichen weißen Rahmen stellt ein Kind vor, das hier auf dem Armenhof aufwuchs. Jedes der Bildchen hat seine Geschichte. Die Mutter weiß sie alle. Es gibt wenige darunter, die nicht schwarz und traurig anfingen. Alle fangen schwarz und traurig an. Ein Waisenkind — die Eltern beide im Grabe — das ist noch das wenigst traurige.

Meistens lautet der Anfang: ein verführtes, verlassenes, verzweifeltes Mädchen — der Vater unbekannt. Oft heißt es: die Mutter im Gefängniß — der Vater verlaufen. Aber Brenelis Geschichte ist eine der schwärzesten.

Die Armenmutter hatte den Ausgang des Prozesses gelesen, aber sie schüttelte den Kopf dazu. Sie ließ sich nichts weißmachen wie die Leute im Gericht.

„Er hat sie tödtet! Frilich, frilich! Da lueget mir nur das Chindli an. O du mein Breneli, wo ischt dein Schutzengele gsi, daß es dir nit gnädig deini Aeugle zudeckt hat! Kein Wunder, daß 's Breneli serbelet*); kann sie's vergesse, so wird sie g'sund — vergißt sie's nit — —"

Die Mutter sprach das nicht aus, was sie dachte. Ein unsägliches Erbarmen hatte sie erfaßt, seit das bleiche, stumme Kind mit den entsetzten Augen und den verborgenen Wunden ihr gebracht worden. Ihr Haar ergraute schon, aber ihr Herz war noch frisch. Jedes neue Bildchen mit seiner neuen Geschichte fand dieses frische Herz bereit, sich zu erwärmen, sich weit aufzuthun, sich zu erbosen und zu leiden. Es schloß sich augenblicklich wie ein warmer Mantel um das traurige Kind:

*) kränkelt.

„B'hütis! Was hat's auch für gottlose Lüt! Aber, das ischt jetzet meini Aufgab."

Jeder neue Ankömmling im Armenhof war „ihre Aufgab," die Leute wußten das schon alle. Mit dem lahmen Schneider, der im Junkerhaus seine eigene Stube mit seinen eigenen Möbeln hatte, sprach die Armenmutter oft über das Breneli, während sie dem Schneider sein Schnäpschen einschenkte. Er hatte Vorrechte hier, denn er war fünfundachtzig und konnte nicht mehr gehen. Auch sprach er hochdeutsch.

„Ihr hättet ihn also verurtheilt, den Brändli?" fragte der Schneider. Nein, davon wollte die Mutter nichts wissen. Wie froh ist sie, sie gehört nicht zum Gericht! Verurtheilen? Was nützt das? Macht das die todte Frau wieder lebendig? Wischt es dem Breneli das Mordbild aus den Aeugelein?

„Der Brändli — der Mordbueb — ganget mir mit dem! Den findet der lieb Herrgott gewiß. Mi schauderet's, an ihn zu denke. Aber die Aufgab'! die Aufgab'! 's Breneli, wisset ihr."

„Nun, nun," machte der Schneider, „es lebt ja, und wenn's Gottes Wille ist —"

„Präzis aso! Von den Kindern ischt mir nie noch eins g'schtorbe. Also — mer wollen's hoffe, Schneider, und Gottes Wille ischt es gewiß. Wenn's nur auch zwei Beckeli Milch nehme thät de Tag!

Zwei Beckeli Milch de ganz Tag — 's wär doch g'wiß nit viel."

* * *

Wo iſt's beſſer für ein Kind? Im Schoß der Familie oder im Armenhof? Ja, aber wenn in der Familie der böſe Wille regiert und im Armenhof der gute?

Die Stätte iſt gut, wo der gute Wille regiert, ſei's zehnmal ein Armenhaus mit baufälligem Dach und niederen Balkendecken! Im Armenhof zu Weggis regierte der gute Wille, ſtrahlte aus wie warmer Ofenſchein in eine kalte, dunkle Stube.

Und der warme Ofenſchein begann hinzuſpielen über das ſtumme, bleiche Kind mit den entſetzten Augen und ihm ſacht und allmählich die erſtarrten Gliederchen zu beleben, daß ſie ſich reckten und ſtreckten.

Nein, der Armenhof war nicht arm, nicht einmal im landläufigſten Wortverſtand. Er lag in einer reichen, lieblichen, fruchtbaren Landſchaft und beſaß ſelber fruchtbare Aecker, Obſtgärten, Wald und Wieſe. Zwanzig Kühe ſtanden im Stall und gaben weit mehr Milch, als die Bewohner des Armenhofes austrinken konnten: ſie beſaßen deshalb auch eine eigene Käſerei. Soviel Holz, wie ſie brauchten, um die alten beiden Häuſer behaglich

zu heizen, wuchs ihnen im Wald zu. Soviel Flachs stand auf ihren eigenen Feldern, daß sie lauter eigenes Bettgewand, Leintücher und Hemden davon weben ließen. Soviel Weizen, Korn und Kartoffeln gab der eigene Boden, daß sie nicht zu kaufen brauchten; soviel Mostobst trugen die Baumgüter, daß die Trotte Beschäftigung hatte; soviel Edelobst gedieh in den Weingärten und an den Spalieren, daß alljährlich noch für fünf- bis sechshundert Franken davon verkauft ward. Der gute Wille regierte dieses Gut der Armen, das die allgemeine Liebe, die über die eigene Familie hinausblickende Liebe zusammengeschenkt hatte und erhielt wie einen kostbaren Schatz, der dieses Gut auch war, wie ein Ehrendenkmal für die Dorfgemeinde, dem es angehörte. Mit seinen großen blühenden Fuchsien, mit seinen rothen Geranien und Rosmarin, die in Kübeln vor dem Haus standen, mit seiner jauchzenden Kinderschar, die im Wägelchen den sprachlosen Arthur zieht, der nicht laufen kann und dennoch jauchzt und alles versteht und alle lieb hat und keinen Zank duldet, mit seinen Baumkronen voll rother Aepfel, mit seiner Mutter mit den rothen Aepfelwangen und den freundlichen Augen war der Armenhof eine jener Stätten, die lauter rufen als alle stolzen Erfindungen: die Welt ist keine Wüste mehr! Wir

gehen aufwärts! Vorwärts! Wo ein Mensch schwach wird, da treten andere für ihn ein mit ihrer Fürsorge, mit ihrer Liebe, freundschaftlich, brüderlich, menschlich.

Das war der Boden, auf den das arme Vreneli verpflanzt wurde, nachdem es „im Schoß der Familie“ fast zu Grunde gegangen.

Und der Boden that Wunder. Das Kind sollte seinen schwarzen traurigen Lebensanfang vergessen, und es vergaß ihn wirklich.

Hier, wo es keinen Vater gab, wo keins der andern Kinder einen Vater hatte oder nannte, hier konnte Vreneli die Schreckgestalt vergessen, die ihr Mütterli an den Haaren auf dem Boden herumzog und sie selber schlug mit allem, was die gewaltthätige, grausame Hand ergriff.

Nur eine Mutter haben sie alle, und die Mutter thut niemand ein Leides. Sie zeigt einem jeden hier, was er thun muß, und sie zeigt's mit freundlichem Gesicht. Warum soll man da nicht gern um sie sein?

Sommer ist's auch. Jedes Kind hat ein Gärtchen, das Vreneli muß gleich auch eins haben. Samen gibt ihm die Mutter und Setzlinge von schönen „Denkeli“*), und das Vreneli steht, die Händchen auf dem Rücken gefaltet, in seinem Gärtchen und

*) Stiefmütterchen.

sieht zu, wie die Mutter die Rettigsamen in die feuchte, braune Erde streut, und wie sie mit dem spitzigen Holz Löcher einsticht für die Setzlinge.

„Hascht selber Auge wie Denkeli," sagt die Mutter im Aufschauen zu dem Kind, „aber jetzt gib mir's Schpritzkänneli*) — aso! Siehscht es?"

Und die Denkeli richten sich schön auf und werden kraus und dicht, und Breneli macht den kleinen Rücken vorsichtig krumm, wenn sie das Gärtchen begießt, akkurat wie die Mutter.

Und die Bienen fliegen, und die Schmetterlinge kommen, und blanke Käfer laufen über den Weg, und die Mutter setzt dem Breneli ein rothes Marienkäferchen auf die Hand. Da kommt zum ersten Mal ein leises, leises Lächeln.

* * *

Vor dem sprachlosen Arthur fürchtet sich das Breneli; es weint, wenn es ihn sieht. Er hockt hinter einem besonderen Tisch in der Wohn- und Eßstube, die für die Greise und für die Kinder gemeinsam ist, schreit und macht Grimassen. Er kann nicht allein essen, nicht laufen, nicht zweckmäßig die Hände bewegen. Er ist auch eine „Aufgab'" für die Armenmutter. Er gehörte in eine Anstalt für unheilbare Nervenkranke, aber er

*) Gießkanne.

lebt schon seit zwölf Jahren auf dem Armenhof und kennt und liebt alle. Im Spital unter andern Kranken wär er vielleicht ganz verkümmert, hier aber hat er sich doch entwickelt, wenn er auch nicht reden kann; er versteht jedes Wort, jedes Verhältniß und freut sich über alles. „Er ischt noch der Klügste von allen," sagt die Mutter und streichelt sein wohlgebildetes, scharfgeschnittenes Gesicht mit dem kurzen, dichten, glänzenden Haar. Nur das Vreneli fürchtet sich vor ihm und seinen Grimassen.

„Fürcht di nit, Vreneli," sagt die Mutter und dreht ihr das Köpfchen nach der andern Seite, gerade zum Fenster hinaus, wo der Apfelbaum steht mit den gelblichen Aepfeln. „Lueg die Aepfeli an, Vreneli, die schreiet nit."

Und wie der Winter kommt, und der Schnee liegt, da ist lustiges Schlitteln um den Armenhof. Und in einem Schlitten sitzt der sprachlose Arthur und schreit vor Freude „huh! huh!" und das kleine Mädchen, das um seinen Schlitten herumspringt, ist das Vreneli — es hat sich zu fürchten aufgehört.

* * *

Zart und leicht zu kränken war und blieb es freilich. In die dunklen „Denkeliaugen" treten gar zu leicht die Thränen. Wenn die Maschen an der Stricket sich nicht schieben lassen auf der Nadel,

wenn einer der Buben es anstößt, wenn es nicht so schnell laufen kann wie seine Kameradin, das gleichaltrige bräunliche Marteli, dann fließen die Denkeli über. Ein derbes, kraftvolles Mädchen, wie das Marteli, war es nicht, als es mit sechs Jahren zum Herrn Lehrer nach Weggis mit in die Schul' kam.

Aber ein gescheutes Dingeli war's. Es saß so ruhig, blickte so aufmerksam und faßte so leicht. Der Lehrer gewann es bald lieb; einmal zeigte er's sogar seiner Frau: „Das ist das Vreneli — sie nennen's Denkeli, aber es hat auch so öppis."

Die Schule ist sehr groß, hat sieben Klassen. Vreneli rückte von einer in die andere ohne Schwierigkeit. Es wußte besser Bescheid in der Geschichte und Geographie als die Buben. Und wenn es erzählen mußte vom Arnold von Winkelried, dann begannen die dunklen Denkeliaugen sich zu weiten, und einmal breitete es sogar die Arme aus, als es mit seinem tiefen Stimmchen rief: „Ich will euch eine Gasse machen." Die andern Schüler blickten es verwundert an, die Mädchen wollten lachen. Aber dann sagte der Lehrer ganz laut: „Bravo, Verena!" und dann lachte keins.

Einmal aber machte der Lehrer mit den Kindern einen Spaziergang nach der Tellsplatte. Sie hatten alle Blumen gepflückt, die ersten Frühlings-

blumen, fleischrothe Erika, blaue Leberblumen und weiße Veilchen, mit denen alles überstreut war. Alles leuchtete, sogar die Gemüsegärten, an denen sie vorüberkamen. Der Wirsing glänzte mit seinen Köpfen so goldig, wie ein blühendes Rapsfeld, hellblaugrau standen Lauch und Zwiebeln, so hellgrün dehnten sich die weiten Matten, so märchenblau lag vor den Blicken der See. Sie gingen hinunter.

„Hier ist die Tellsplatte, hier ist die Stelle, wo er das Schiff des Landvogts zurückstieß in die Fluthen und sich mit fliehendem Fuß hinaufschwang," sagte der Lehrer. Der See schlug plätschernd an die vorgewölbten Steine.

Vreneli hatte aufmerksam gehorcht. Nun bückte sie sich und legte ihren Strauß auf die runden, nassen Stufen nieder.

Der Lehrer blickte das Kind an. „Warum thust Du das, Vreneli?" fragte er sanft.

Das Kind erröthete, verwirrte sich, konnte nicht antworten.

An all die kleinen Geschichten dachte sie später. An all die kleinen Geschichten erinnerte sich die Armenmutter, wenn sie das geschnitzte Rähmchen in die Hand nahm, in dem Vrenelis Bild steckte. Später!

* * *

Es war übrigens kein Wunder, daß die Armenmutter und der Lehrer und der lahme Schneider — daß sie alle drei ein wenig verliebt waren in das Vreneli. Das Vreneli war ihr Geschöpf, ganz und gar. Aus dem elenden, verquälten, wunden Kind entwickelte sich ein liebes, zartes, schönes Mädchen mit feinem Gefühl und warmer Seele. Mochte sie auch nimmer so viel schaffen können wie das starke unermüdliche Marteli — das Vreneli schien einmal ein Wesen anderer Ordnung, das empfanden alle. Mit ihren derben Schuhen that sie weiche, leise Schritte, aus ihrem groben Hemd schaute der hagere, junge Leib so weiß und ungebräunt von der heißen Sonne, in der sie doch täglich schaffte nach der Schulzeit; mit einem Wort, mit einem Blick verstand sie die Erwachsenen; in ihren dunklen Augen erwachte eine begeisterungsfähige, tiefe Seele.

„Was macht man emal mit dem Denkeli?“ sagte sorglich die Mutter zu dem lahmen Schneider, der nun ins fünfundneunzigste ging und in der letzten Zeit über Augenschwäche zu klagen anfing.

„Nähen, denk ich halt,“ sagte der Schneider, „das gibt emal e Näherin und kann sein, daß es Glück hat, und könnte zu einer Modistin in die Lehr kommen. Und ich hab mir etwas gedacht,“ fuhr er fort und richtete die Augen

gerade vor sich hin und tastete mit der Hand vorwärts, um das Tischchen zu fühlen, „ich habe mir gedacht, ich gebe dem Vreneli auch etwas, ich gebe ihr meine Maschine, Mutter. Wenn ich sterbe," sagte der Schneider, die bebende bläuliche Hand auf das Tischchen legend, „es ist ja brav, es ist ja brav. Wenn ich heute oder morgen absterbe."

Die Mutter zerbrach sich den Kopf. Nähen — das heißt in den Stuben sitzen, in den engen Stuben, die einem den Winter so lang machen. Eingesperrt sein, während draußen der Garten bestellt wird, während man heuet auf den Matten, während man schneidet und bindet auf dem Feld. Immer sitzen, gebückt, eingeengt, mit blassem Gesicht, mit eingebogener Brust zwischen den Fetzen und bunten Lappen. Armes Vreneli!

Freilich für eine Magd im Dorf paßt sie nicht, dafür hätte sie keine Kräfte.

Aber die Mädchen werden ja jetzt Gärtnerinnen, Blumenzüchterinnen und Binderinnen. Das müßte doch etwas gar Frisches und Gesundes und Friedsames sein. „Das liebste Geschäft für das Vreneli," denkt die Mutter.

„Behütis!" meint dazu der Lehrer. „Wenn ich's durchdrücken könnt — Lehrerin müßt mir das Vreneli werden! Sie hat den nöthigen Ernst und ist gar aufgeweckt. Ich werd's bei der Armenpflege

in Luzern befürworten. Es ist mir schon mehr als einmal durch den Kopf gegangen. Zwar, meine Frau möcht das Vreneli am liebsten als Kindsmagd einstellen, und es ist freilich wahr — man könnt ihr schon etwas anvertrauen — aber doch — es wär schad dafür! Die hellen Köpfe sind selten."

* * *

Die Zeit verging und brachte allerlei Veränderung auf dem Armenhof. Der Schneider starb, und das Vreneli hatte nun seine Nähmaschine zu eigen. Es war gar zu stolz und froh über das Besitzthum. Nie bis jetzt hatte es etwas Eigenes besessen. Bei der Frau Lehrerin lernte das Vreneli nähen und zeigte dabei so viel Fleiß und Eifer, daß die Mutter sie wiederum schon als Modistin in einem großen Luzerner Geschäft sah.

Das lustigderbe Marteli war ihr oft neidisch. „Du bischt halt der Glückspilz! Alles kannscht machen, und alles kannscht besser als i! Du wirscht noch emal e Fräulein, Vreneli, und i, i werd e Schtallmagd! Juhu! Mir isch es gliech! Aber 's reut mi doch!"

Und sie reckte ihre braunen, kräftigen Arme und schlenkerte den Kopf mit den braunen Zöpfen ausgelassen herum. „Aber los, Vreneli, i könnt

als schon en Schatz haben, wenn i wollt, der Seppi hätt mi g'froget!"

Vreneli blickte die Kameradin staunend und erröthend an. „Was heschi em g'seit?"

Marteli lachte laut auf. „Gell, Vreneli, di hätt noch keiner g'froget?"

Vreneli schüttelte den Kopf. Ihre dunklen Brauen hatten sich zusammengezogen.

„Ja, han i g'seiet!" rief Marteli nun auch erröthend.

„I mag se nüt," sagte Vreneli, „i han 's nit gern."

„Wen meinscht auch?"

„Die Mannsbilder," Vreneli schüttelte wieder den Kopf. Ihr Gesicht wurde ängstlich.

Marteli lachte sie schallend an. „Nit gern haben! Sell wär mi e schöner Bruuch*), du dalkigs! Sag warum? Sag g'schwind!"

„Se sind ruuch**). I heirat emol nimmer," sagte Vreneli fest.

Marteli drehte sich vor Lachen: „Weil di no keiner g'froget hätt! I verschtoh di schon!" Aber Vreneli fuhr fort, das feine schwarze Köpfchen zu schütteln und bedenklich auszusehen.

„Du mußt emol e Herr kriege! E Herr und

*) Brauch, Ordnung.

**) grob.

e Fräulein — juhu!" neckte Marteli und puffte die Kameradin in die Seite.

Nun stieg wieder ein lichter rother Schein in Brenelis Gesicht. Sie schwieg.

„So einer wie Dein Herr Uli," schrie Marteli überlaut.

„Wen meinscht auch?" sagte Breneli verwundert. Ihre Lider zitterten leicht, als sei ihr das Weinen nahe.

„Nun, den Herr Lehrer!"

Aus Brenelis dunklen Augen drang ein seltsamer, zuckender Blick — ein heißes Roth übergoß ihre Backen. Und dann rötheten sich die zitternden Augenlider, und es kamen Thränen. Sie drehte sich um und ging von der Kameradin weg, die ihr bestürzt nachrief, und dann, als Breneli sich nicht umsah, hinter ihr her lachte.

Es dauerte eine Zeitlang, bis Breneli's Zutraulichkeit gegen Marteli zurückkehrte.

Ganz kehrte sie überhaupt nicht zurück; die Verschiedenheit der Mädchen trat immer deutlicher zu Tage. Ein äußerer Anlaß kam hinzu. Marteli's eigene Mutter machte Anstrengungen, das nun bald fünfzehnjährige Mädchen aus dem Armenhaus fort und zu sich zu nehmen. Die Frau lebte als Spetterin*) in Luzern. Der Mann hatte sie bereits

*) Aufwärterin, die stundenweise kommt.

verlassen, ehe Marteli geboren war. Hülflos und kränklich, war sie froh gewesen, ihr Kind fortzugeben — seit einigen Jahren zahlte sie aber einen Erziehungsbeitrag auf den Armenhof.

Der Armenmutter gefiel sie nicht besonders; für eine Spetterin kam sie viel zu nobel daher. Das letzte Mal hatte sie ein helles Kleid getragen „mit Maschen und Schlupfen*) und Spitzen!" Marteli hatte sich nicht satt daran sehen können, sie wäre am liebsten sofort mit ihrer Mutter gegangen; sie hatte, ganz gegen ihre Gewohnheit, bitterlich geweint, als sie nicht mit durfte. Die Armenmutter wußte, daß man Marteli nicht zu einer ledigen Frau geben würde. Sie war zwar regelrecht getraut gewesen, aber als alleinstehende Frau genoß sie zu wenig Vertrauen. Wenn sie vermöglich gewesen, ihr Kind selbst erzogen hätte, so hätte kein Mensch drein geredet, selbstverständlich. Aber da das Kind seit seiner Geburt „versorgt" gewesen, so hatte die Mutter kein Recht darauf. Trotzdem ließ sich die Armenmutter ausführlich berichten, was die Frau Schorpp mit der Tochter anzufangen gedenke.

Frau Schorpp, die Spetterin, saß also in ihrem hellen Kleid mit den „Maschen, Schlupfen

*) Schleifen.

und Spitzen" roth und verlegen auf dem Haartuchsopha in der Mutter Stube, und die hellen Augen der Armenmutter bemühten sich, ihr gewöhnliches, hübsches Gesicht, aus dem die weißen Zähne glänzten, zu entziffern. Frau Schorpp wollte das Spetten aufgeben, eine größere Wohnung nehmen und Zimmer vermiethen; Marteli würde ihr helfen. Später konnte Marteli in einem Hotel das Kochen erlernen, dann nähme man Herren in Pension. Frau Schorpp war aufgeregt und überstürzte sich im Sprechen; um so gerader und kälter ward das Gesicht ihrer Zuhörerin. Es war nun einmal so, die Armenmutter hatte kein Zutrauen zu den Eltern ihrer Zöglinge. Sie hatte für sie kein Verständniß. Ihr Interesse schien ihr allemal dem Interesse ihrer Zöglinge zu widersprechen. Sie hatte zwei ganz verschiedene Gesichter, die Armenmutter: ein lächelndes, weiches, mütterliches, mit Grübchen und Lachrunzelchen für die Kinder — ein ernstes, forschendes, undurchdringliches für deren Eltern.

Sie antwortete nichts auf die Pläne der Frau Schorpp. Sie stand auf und brachte eins der Bildchen herbei im Laubsägerahmen. „Da ischt 's Agnesli! Hänt Sie's nit auch kennt?" Und sie begann vom Agnesli zu erzählen. War es nicht sehr brav und tüchtig und recht gewesen, solange

es hier auf dem Armenhof war? Und nun hatte man traurigen Bericht vom Agnesli bekommen! Seit zwei Jahren — sie war jetzt achtzehn Jahr alt — hatte sie angefangen, ein leichtsinniges Leben zu führen, und den Dienst wechselte sie unaufhörlich. Die letzte Nachricht aber lautete so schlimm; gewiß, es würde mit dem Agnesli kein gutes Ende nehmen! Es war schon von einer Korrektionsanstalt die Rede gewesen. Und sieben Jahr hier hatte sich's so einzig und brav gehalten! Freilich, was hatte das Agnesli schon hinter sich, als es hierher kam! Hatte die eigene Mutter, das gottlose Weib, sie nicht schon mit acht Jahren auf den Weg des Lasters gezwungen? Und nun war das schlimme Blut der Eltern doch wieder zum Vorschein gekommen und das böse Ende ihm leider nur zu gewiß! Schade um das Agnesli, das arme verlorene Ding! Die Armenmutter wischte sich die Augen, sie hatte wieder ihr gutes, sorgliches, liebevolles Gesicht.

Frau Schorpp saß eingeschüchtert, warf Blicke herum und wagte endlich eine Frage nach der Mutter der Agnesli. Hatte man ihr das Kind zurückgegeben?

„O behütis!" Die Armenmutter schlug die Hände zusammen. Einer Frau von schlechtem Lebenswandel! Einer ledigen Frau! Sie war

überdies schon seit Jahren irgendwo in einem Arbeitshaus gestorben. Nein, der erste Dienstherr war schuld. „Lueget Se, das schlechte Blut kommt gleichwohl zum Vorschein," sagte die Armenmutter, das Bildchen fortstellend. „Da braucht's dann nimmer viel." Dann lüftete sie die rothen Gardinen, hinter denen ihr Bett stand, und ließ zum Abschied die Frau Schorpp hineinblicken. „Wisset Sie's noch? Do hat's Marteli g'schlafe neben mir, drei Jahr lang, 's muthwillig herzig Dingli isch es g'si! I han's jo uffzoge, geltet Sie?"

* * *

Es hatte dann noch eine böse Geschichte gegeben: das Marteli war zwei Tage nach dem Besuch seiner Mutter verschwunden. Es fand sich, daß es die Mutter in Luzern aufgesucht hatte und bei ihr bleiben wollte. Ein Herr von der Armenpflege — es war ein geistlicher Herr mit zornwüthigem, rothem Gesicht, brachte das entlaufene Marteli auf den Armenhof zurück. Es hatte verweinte Augen und sogar eine aufgeschwollene Backe; der geistliche Herr hatte ihm im Uebereifer eine gewichtige Ohrfeige versetzt! Die Armenmutter hielt ihr keine Strafrede, sie tröstete das Kind, das störrisch vor ihr stand. „Besser en Ohrfeig als en

verlorenes Leben, Marteli! E brave Magd wirscht werde. Mer meint's gut mit Dir!"

Und dann nach einer Weile: „Da lueg's Breneli an, das thät nimmer davonlaufe!" Es war ganz selbstverständlich, daß die Frau Schorpp mit ihrem Gesuch kurzer Hand zurückgewiesen wurde.

Nein, Breneli konnte die Kameradin nicht begreifen. Wie konnte man sich wegwünschen vom Armenhof, von der Armenmutter? Sie betete noch immer jeden Abend das Kleinkindergebet an das liebe Schutzengelein, das sie hier gelernt hatte, und setzte Worte hinzu, die heiße Bitte, bei der Armenmutter bleiben zu dürfen, bis sie einmal Lehrerin in Weggis werden könne.

Und ihr Schutzengel, wenn sie einen hatte und wenn er sie hörte, hütete sie gnädig, bis zu ihrem fünfzehnten Jahr und machte sie zum Liebling und zum Stolz derer, die sie mit Sorglichkeit und Liebe aufgezogen hatten, und dann plötzlich, ohne ein Wort der Gnade, ohne ein Trostzuwehen seiner weißen Flügel, hob er sich auf und entschwebte auf Nimmerwiedersehen . . .

* * *

„Die Verena Brändli ist bei Ihnen?"

„Verena Brändli? Allwil! Was wünschet Sie von ihr?"

„Ich nehme sie mit mir. Rufen Sie sie!“

„Potztusig emal, Herr! Was meinet Sie öppe? Wer sind Sie? Jesis Gott, Sie sind doch nit —“

„Ich bin der Vater. Rufen Sie sie. Sie geht mit mir.“

* * *

Die Armenmutter saß mit zitternden Knieen dem Fremden gegenüber. Nicht auf dem Haartuchsopha wie mit den gewöhnlichen Besuchern, sondern auf zwei harten Holzstühlen hatten sie Platz genommen. Sein verlebtes braunfahles Gesicht mit den verschwommenen Augen, dem tabak- und weinduftenden, dicken, grüngrauen Schnauzbart war gerade vor ihr.

Was sie von diesem Manne wußte, war beängstigend, was sie von ihm glaubte, war fürchterlich, was sie von ihm hier vor sich sah und hörte, war abstoßend in jedem Sinn. Sie betrachtete die dicke, schlaffe Unterlippe, die unter dem Bart herausshing. Sie sah die Brutalität in den kleinen, gelbbraunen Augen, deren Weiß von den Tropen vergilbt war, ebenso wie die Kopf- und Barthaare. Und ihr sank das Herz.

Das war Brenelis Vater, der Vater ihres Breneli, ihres Lieblings; derselbe Mann, der seine Frau zu Tode mißhandelt und seines Kindes kleinen Körper mit scharfen Nägeln verwundet hatte.

Und der nun kam, um dieses selbe Kind wieder in seine Gewalt zu bekommen!

Sie zitterte. Sie warf einen Blick auf seine Hände. Die rechte verbarg ein eleganter schwarzer Handschuh mit rothen Nähten. Die linke war bloß. Sie war breit, kurzfingrig, eine gelbe fette Metzgershand.

„Wer hät Sie daherg'schickt?" fragte sie mit beklommener Stimme. Sie wußte im voraus, daß alles verloren war.

Brändli griff bereitwillig in die Brusttasche seines Sackpaletots von hellgrauer Farbe, der seine hagere, ausgemergelte Gestalt schlottrig umhing.

„Hier! und hier! und hier! Alles in bester Ordnung, c'est ça! In Luzern ausgestellt und geprüft."

Er hielt ihr mit der behandschuhten schwarzen Rechten die Papiere hin, klemmte sich einen goldenen Zwicker auf die Nase und legte die Metzgerfaust breit auf das Knie, um das die großkarierte Hose in Falten saß. Den Hut hatte er nicht erst abgenommen, nur in den Nacken geschoben. Er summte einen Gassenhauer vor sich hin und trappte mit dem Fuß, als ob er seine Ungeduld nur schwer bezwingen könne.

Der Armenmutter war es noch nie so schwierig erschienen, Dokumente durchzusehen. Sie überzeugte sich bald, daß alles in Ordnung sei. Aber

— aber — das war ja ganz unmöglich! Das war ja nicht auszudenken. Das zarte, kluge, herrlich entwickelte Breneli, das liebste Kind des Armenhofs — und dieser Vater!

Und während sie sich sagte, daß es nicht nur möglich, sondern ganz einfach Wirklichkeit sei, und daß dieser Mensch ein Recht besaß, vor dem sich das Gesetz beugte, das vom Gesetz bestätigt und geschützt und gehalten ward, und daß kein Entrinnen möglich sei, sprach sie oberflächliche, ausweichende Worte, ganz mechanisch, ganz automatisch. Das Breneli sei nicht daheim, sie könne es also nicht rufen lassen. Es sei auch nothwendig, das Kind erst vorzubereiten. Es habe sich stets selber für elternlos gehalten. „Wie wir auch," fügte sie hinzu.

Er fuhr auf. Soviel Firlefanz um seine Tochter. Seine Tochter sei nicht so etwas Rares hoffentlich, dafür sei sie eben nur seine Tochter. Er sei pressirt. Wolle sie sofort mitnehmen. Ob das der Brauch sei, einem Vater sein Kind vorzuenthalten, wenn er's haben wolle. „Et puis, je suis officier, comprenez-vous?"

„Rede Sie dütsch," sagte die Armenmutter grämlich, „Sie sind ja von Iberg."

Brändli lachte zornig, aber es war ein unterdrückter Zorn, der ihm nur das Gesicht verzerrte.

Er bezwang sich. In Luzern habe er bereits ein Haus in Aussicht, „gedenk es zu kaufen," er sei ja vermöglich. Die Metzgerhand fuhr in die Tasche und klimperte darin herum. Sie kam wieder heraus und präsentierte eine Anzahl Zwanzigfrankstücke, es waren wohl sieben oder acht.

„Ja, ja!" seufzte die Armenmutter. Und da wolle er sich also in Luzern zur Ruhe setzen?

„Wahrscheinlich, höchst wahrscheinlich." Die Tochter zu sich nehmen. Natürlich, sie kann ja jetzt bei ihm sein. „Scheniert mich ja nit, n'est-ce pas? Ich hab ja Platz g'nueg, nit wahr? Also — wann kommt sie?"

Leise ging die Thür auf, und auf der Schwelle erschien eine feine, schlanke, dunkle Mädchengestalt.

„Muetter, der Herr Lehrer laßt froge —"

Die Armenmutter schnellte von ihrem Stuhl auf, ihre vollen Backen wurden blaß. Sie winkte dem Mädchen, fortzugehen und folgte ihr, indem sie dem Besucher zurief: „Exküsi!"

„Vreneli," sagte sie draußen athemlos zu der erschrockenen Kleinen, „gang zum Lehrer, blieb dort, bis i komm und Dir B'richt gebe! Lauf, wie Du bischt! 's ischt besser aso."

Trotz aller Gewöhnung zum Gehorsam zauderte Vreneli einen Augenblick. „Was fehlt Dir, Müetti? Kann i nit helfe?"

„Lauf! Ei potz dusig e Wetter! Lauf!“ stotterte die Frau, „i werd dir b'richte.“

Sie kehrte in ihre Stube zurück, um dem Brändli zu sagen, daß seine Tochter in einer Stelle sei, einer guten Stelle als Kindsmagd, wo sie wohlaufgehoben und gern sei. So unvorbereitet und ohne Kündigung könne die Tochter natürlich nicht fort.

Nur Zeit gewinnen, dachte sie. Aber der Brändli sah sie schlau an und lächelte hämisch: „Tiens! tiens! Aber vielleicht sind Madame im Irrthum? Vielleicht ist sie eben grad hier gewesen, und Madame haben sie fortgeschickt? O, ich komme heute noch wieder. Ich werde meine Tochter mitnehmen. Ich bin ein Vater, Madame! Vous comprenez? Un père! C'est ça!“

* * *

Die Armenmutter eilte zum Lehrer nach Weggis. Er war sehr unangenehm überrascht, daß der Vater aufgetaucht war und Brenelis Zukunftspläne durchkreuzen könne. Aber er wußte wenig von der Vorgeschichte, und er fühlte mit dem Vater. Er hatte selber Kinder. Er war selber Vater. Ein Vater könne es schließlich nicht bös meinen mit einer so braven Tochter. „Das Naturrecht, Mutter, das Naturrecht!“

„So? Aber dann hätten ja auch all diese Mütter ein Naturrecht an ihre Kinder, und man setzt das doch beiseite!"

„Hm, ja! Allerdings. Sie hänt recht. Aber doch — ledige Frauen — das ist emal bedenklich! Halt verdächtig. Nein, nein, nein. Man sei vorsichtig. Lieber zu vorsichtig!"

Auf alle Fälle wollten die Lehrersleute — die Frau hatte nur den Willen ihres Mannes — das Breneli vorläufig als Kindsmagd einstellen und mit dem Vater, wenn er seine Tochter in ihrem Haus suchen sollte, ein vernünftig Wort reden.

Und er kam und ließ vernünftig mit sich reden. Er sagte zu allem ja.

Er war bei dem Lehrer offenbar ein ganz anderer als auf dem Armenhof. Er kehrte den gebildeten, vielgereisten Mann heraus und imponierte. Der Lehrer freute sich, noch recht flott französisch zu können. Der ganze Diskurs war französisch geführt worden.

Und das Breneli hatte ihm so sehr gefallen; der Vater hatte ihm ja fast Komplimente gemacht, ihm, dem Lehrer. Ja was denn das sei? Fast ein Fräulein! Sehr angenehm überrascht! „Mon compliment, monsieur!" Und immer wieder „mon compliment!" Der war unter den Franzosen ein

richtiger Weltmann geworden. Und er will's ja schulen lassen, das Vreneli. Er sagt: „Sie haben nur zu befehlen, mein Fräulein." Präzis so drückt er sich aus. Das Maitli sitzt und starrt ihn an und versteht kaum die Hälfte von dem, was ihr Vater redet. Es ist wie dumm. Aber das macht halt die Ueberraschung.

Ja, das Vreneli war wie dumm. Der Blick des Vaters schien eine lähmende Wirkung auf sie zu üben. Sie sprach nichts, widersprach noch viel weniger. Sie gehorchte ihm blind, schrak nur zurück, wenn er ihr mit den schmutzigen Fingern das Gesicht berührte.

Die Armenmutter sah das Kind am Rande eines schwarzen Abgrundes gehen mit geschlossenen Augen und doch schon bewußt der Gefahr und ohne Widerstand und ohne Kraft, sich ihr zu entziehen. Sogar ihr Gesicht mit den schwarzen Zöpfen, die es umrahmten, war verändert. Eine schläfrige Ergebung, etwas Müdes und Altes war plötzlich in ihren Zügen.

„So wird ihre Mutter ausgesehen haben," dachte die Armenmutter.

* * *

Sie, die Armenmutter, ergab sich nicht. Sie schrieb einen dringenden Brief nach Luzern —

man antwortete ihr: „Das Vaterrecht.“ Sie fuhr selber zu den Herren hinüber. Man bedeutete ihr achselzuckend, gegen Brändli liege nichts vor, und er sei eben der Vater. Auch scheine er sich in guten Verhältnissen zu befinden, wolle sich in Luzern ankaufen, ein Hotel übernehmen, etwas dergleichen.

Die Armenmutter nahm das Vreneli und sandte es auf eine entfernte Sennerei an der Rigi. Sie führte diesen Plan aus gegen die Abmahnung der Armenpflege. „Flüchten? Die Tochter flüchten? Nein, aber das geht nicht, das wäre ja Menschenraub! Der Brändli könnte sie verklagen wegen Menschenraub!“ sagte man ihr. Sie that trotzdem, was ihr gut schien. „Menschenraub! No, laß er mich verklagen! Ich möcht emal Menschenraub verüben in dem Fall!“

Nach wenigen Tagen hatte Brändli seine Tochter ausgespürt. Er erschien in der Sennerei mit seinen Papieren und mit einem Herrn, der äußerst familiär und aufdringlich that. Es war ein Detektiv in Civil, der dem Brändli half, sein Vaterrecht geltend zu machen. Es ging übrigens alles in Frieden ab. Vor dem Gesetz hat man halt Achtung, wie sich's gehört. Brändli lud dann die ganze Gesellschaft zum Souper in das nächstgelegene Hotel ein. Man trank viel auf seine Kosten und war recht vergnügt. Es wurde sogar

gesungen. Die Armenmutter erfuhr das alles erst, als Brändli mit dem Breneli längst fort war. Ueber den See hatte sie jemand fahren sehen. Das Kind hatte nicht geweint, nur jammervoll ausgesehen, ganz hohläugig dagesessen.

Die Armenmutter verbrachte eine thränenvolle Nacht. „Mit dem Thier, mit dem Brändli? In seiner Gewalt! 's isch kein Mensch. Wenn mer nur die Augen sieht und das wüeschte Maul! Jesis Gott, was isch auch das für ein Wahnwitz! Man nimmt so ein junges, frisches Leben und wirft's in den Kot! In den schwarzen Sumpf. Lauter halbe Arbeit macht man. Erscht retten wir — wir haben doch das Breneli gerettet, nit wahr? Aber wozu denn gerettet? Wofür denn gerettet? War's nit besser g'schtorbe mit vier Jahr, als aufgewachsen und ein Mensch worden — ein liebes, liebes Maiteli voll Herz und Gefühl und Verschtand? Wär's nit barmherziger gsi? Erscht retten, und nach elf Jahren der Müh und der Sorg und der Köschte sogar überläßt man sein Werk denselbigen Händen, aus denen man's gerettet hat. Und warum? Weil's der Vater isch. Ja, isch denn das en Vater? Heißt Vater sein öppe auch, wie ein Vater fühlen? Das isch so dumm, daß es einem schwindlet! Das isch so grausam, daß es einem schauderet!"

* * *

Und sie ruhte nicht. Sobald sie es ermöglichen konnte, fuhr sie wieder nach Luzern, um dem Brändli nachzufragen, um ihr liebes Kind Vreneli zu sehen, um zu erfahren, welcher von den Eindrücken, die der Brändli hier hinterlassen, wohl wirklich seiner Persönlichkeit, seinem Charakter entspreche. Vielleicht hatte das Vorurtheil sie zu schwarzseherisch gemacht. Sie fand ihn nicht.

Brändli hatte kein Haus gekauft, auch keins gemiethet, weder er noch die Tochter waren auf der Polizei angemeldet.

Es verging ein Jahr, bis man wieder etwas von dem ehemaligen Fremdenlegionär hörte. Auf einem kleinen, nach Afrika bestimmten Dampfer war der Brändli verhaftet worden, weil er im Hotel in Genua einen Monat gewohnt hatte und entwichen war, ohne seine Rechnung zu bezahlen. Die Tochter war nicht bei ihm. Wohl aber befanden sich in seiner Gesellschaft fünf junge Mädchen, Schweizerinnen und Deutsche, denen er „Stellungen als Bonnen in Oran" verschafft hatte und die er selbst hinüberbegleitete. Herr Brändli war ein Mädchenhändler, der verschiedene Namen führte, die sein internationales schwunghaftes Geschäft sehr erleichterten. Ihn hatte denn auch die sonst allwissende Polizei bis jetzt nie behelligt.

* * *

Vreneli? Wo ist sie geblieben? Was ist aus ihr geworden? Vielleicht hat sie in einem unbewachten Augenblick ein offenes Fenster gefunden, aus dem sie sich stürzen, ein Messer, das sie sich ins Herz stoßen, ein Gift, das sie trinken konnte, als sie ihrer Lage ganz inne geworden. Vielleicht traf sie einen Menschen irgendwo in der schmutzigen Welt, einen Menschen, der Mitleid mit ihr hatte!

Sie gehört zu den Verschollenen, zu den Opfern, den unnöthigen, grausamen Opfern einer unvollkommenen Gesetzgebung.

Ihr kleines Bild im weißen geschnitzten Rahmen — wer kann es ohne zornige Thränen ansehen!

Phitje Ohrtens Glück.

Phitje Ohrten hatte den ganzen Tag gewaschen. Eigentlich ging sie ja nicht zum Waschen aus, dies war nur mal eine Ausnahme gewesen. Aber Madam Buhk, bei der sie nun schon achtundzwanzig Jahre in Arbeit stand, hatte ihr das „untern Fuß gegeben," ob sie es ihr nicht anmuthen sein dürfte, daß sie Frau Konsul Langwedel in Winterhude ihr neues Mädchen n' büschen mit zulernte, natürlich bloß für die Küchen- und Mädchenwäsche.

„Es is 'n ganse dummerraftige Deern, so weit als ich ihr tatzieren thu," hatte Phitje Ohrten vorsichtig geantwortet, „aber denn mutt ick dat je woll rein dohn, weil daß Frau Konsul Langwedel unse langjährige Kundin is." —

Jetzt war Phitje Ohrten müde. Sie fühlte ihre Knochen. Die „Dummerraftigkeit" des Mädchens hatte wirklich noch alle Befürchtungen überstiegen. Sie hatte Ohrten allein waschen lassen und mit aufgestemmtem Ellbogen am Fenster der Waschküche gestanden und ausgeluckt.

Ohrten trug ihr feuchtes Arbeitszeug in einem großen Packen unterm Arm. Die „Toffeln," schwer vom eingesogenen Wasser, waren ihr schon ein paarmal herausgerutscht. Sie kam an Gärten vorbei, wo die Syringen blühten und aus dem jungen Gezweig Vogelrufe tönten, wie schlaftrunkenes Lachen.

Sie war auch halb schlaftrunken. Bei Buhks war immer die Madam da und er, was er war, Bennig Buhk selbst, mit seinen krausen Mauermannslocken, ganz das, was Ohrten „'n süßen Minschen" nannte. Und dann die zwei Plätterinnen Elsa und Bertha, die schon als Kinder „aufs Theater" gespielt hatten. Was wurde da nicht geklönt und gespaßt bei all der Arbeit in dem dicken Seifenqualm in Buhks kleinem ziegelgepflastertem Waschhaus! So langweilig wie heute in der riesenhaften öden modernen Waschküche in dem hocheleganten Haus mit der hochnasigen Lüttmaid, die nicht mal plattdeutsch verstand, war Ohrten fast noch nie zu Muthe gewesen.

„Aber die Luft is schön!" gähnte Phitje in den Syringenduft und streckte die freie Hand nach den viel zu hoch über ihr schaukelnden blauen Trauben; „wie ich noch so 'n Kind war, da hatt' ich mal 'n ganzen Buschen Ziehreen, ach hott ja!"

Sie wunderte sich, wo sie ihn hergekriegt hatte, sie war doch in dem Hof groß geworden, wo sie jetzt noch wohnte, mitten in Hamburg! .... „J....t?“

Das war auch der Grund, warum ihr der Weg so weit wurde. Sie hatte keine Uebung im Spazierengehen. Und dann hier draußen! Es fuhren Omnibusse an ihr vorbei in allen Farben, aber sie wußte nicht Bescheid, — langsam marschierte sie weiter.

Die vielen, vielen Lichter entzündeten sich; die ganze Reihe Straßenlaternen brannte auf einmal, obgleich es noch ganz schön hell war. Und dazu die bunten, grünen, rothen Lampen der Straßenbahnwagen. Jetzt kam sogar einer, der eine violette Laterne führte, die ein besonders hübsches sanftes Licht über die Gartenbüsche zu beiden Seiten warf. Und da — die blaue Alster voll bunter schaukelnder Lichter und mit dem blauen Strahlenkranz ringsum.

Phitjes rothbackiges Runzelgesicht lächelte der violetten Laterne nach, lächelte in all die Silberlichterstickerei um das helle Wasser hinein.

Sie erinnerte sie an — — ja woran nur? An etwas sehr Schönes und Lustiges jedenfalls. Aha, Mutzenbecher! Jawohl, einmal als Mädchen war sie mit ihrem „Minschen“ dageweſen, und er

hatte sie mit Glühwein traktiert und selber sechs Knickebein getrunken. Nachher hatte sie einen Schwibbs.

„To'm Dotlachen!" murmelte Phitje Ohrten, und sie lachte so ganz auf eigne Hand und müde und naß, wie sie war. Zum Lachen war sie nie zu müde. Wenn Bennig Buhk mit einem „Döhntje" zu Platz kam, — und er kam oft mit einem zu Platz, — dann mußte Ohrten das immer zuerst belachen. Seine eigene Frau war mehr „für dem Rijellen," wie sie selber sagte, das heißt, sie schrieb die Rechnungen für die Kunden aus und ging auch manchmal „persönlich selbst" zu den „feinsten Herrschaften," die nicht bezahlen wollten, um dort eine halbe Stunde oder länger zu sitzen und zu weinen. Sie weinte ganz natürlich und ohne alle Mühe. Es gehörte zum Geschäft. Es half auch. Die „feinsten Herrschaften" wurden gerührt, wenn Madam Buhk „persönlich selbst" in ihrem Salon auf einer Stuhlecke saß und eine halbe Stunde lang naß weinte. Sie sagte dann, ihr wertheſter Mann, Bennig Buhk, wäre ja sonst ganz nett, aber wenn sie kein Geld mit zu Hause brächte, „denn haute er, da wäre er nu komisch in."

Nicht, daß es wahr gewesen wäre! Gott behüte! Bennig Buhk mit dem runden Kopf voll Mauermannslocken war durchaus kein Bumann.

Aber da er sich aufs Schuldeneintreiben keineswegs verstand, so mußte seine kluge Frau wenigstens aus seiner Schüchternheit Nutzen ziehen.

„Aber sagen Sie ihm man jo und jo nichts!“ bat Madam Buhk angstvoll jedesmal beim Weggehen. „Seitdem, daß ihm die Hand vermalört is, is er furchtbar komisch manchmal mit,“ und sie weinte noch ein paar Tropfen. Es war eine Naturmerkwürdigkeit bei ihr, die den zwei Plätterinnen Elsa und Bertha die höchste Anerkennung entlockte. Sie hatten es sich auch einüben wollen, aber es gelang nicht, sie konnten nur trocken weinen, naß nicht, und das war natürlich nur das Halbe.“

Sonst aber konnten sie auch allerlei: Elsa konnte aus dem Troubador die herzzerreißendsten Arien. Ohrten hörte das besonders gern.

„Es is wirklich nüdlich anzuhören, es quält einen orrendlich die Eingeweide raus!“ pflegte sie bewundernd zu sagen.

Bertha aber konnte in einem weißen Spitzenunterrock auf einer Pyramide aus fünf Stühlen auf einem Fuß stehen. Jedesmal, wenn etwas im Hof los war, führte sie dies Kunststück zu allgemeiner Bewunderung aus. Das erforderliche Kostüm „lieh“ sie sich gewöhnlich aus Frau Pastor Rehbeins Wäsche, die Rehbeins hatten nämlich eine sehr elegante Tochter.

‚Nee, bei Buhks im Hof auf dem Stubbenhuk, das war doch ein andres Leben als in solchem alten neumodischen Kasten, eine Stunde weit von Hamburg zu laufen,‘ dachte Phitje, als sie mit ihrem nassen Packen über den Fischmarkt kam und genug zu gucken und auszubiegen hatte zwischen all den Wagen und Menschen. Einmal und nicht wieder. Nicht mal ordentlich satt war sie geworden. „All so ’n feinen Kram, Butterbröte als so ’n Lohblatt dick, — ick wull, ick harr ’n Knackwust, gliek op de Stell’, ’n heete Knackwust!“

Aber sie hatte keinen Pfennig Geld in der Tasche; Frau Konsuln hatte gemurmelt, sie würde es mit dem übrigen in Richtigkeit bringen. „Wi sünd ja ook gliek to Hus!“ tröstete sie sich selber. Madam Buhk hatte ihr vielleicht etwas aufbewahrt. „Pellkantüffeln und Grüttwust! To’m Dotlachen,“ lachte sie vor sich hin, und sie sah die dicke blanke braune Wurst prall und deutlich zum Zugreifen vor ihren müden Augen baumeln.

Sie gähnte laut vor Hunger.

Aber — Gott Lob und Dank, da war ja schon der Stubbenhuk. Die hohen spitzen Giebelhäuser, die sich so zutraulich gegeneinander neigten, guckten ihr ordentlich zärtlich entgegen mit den vielen, vielen kleinen Fenstern. Da draußen an der Alster war es vielleicht ganz schön, aber ge-

müthlich war es nur hier, und nur hier war Hamburg. Da draußen roch es nach Blumen und Gras, hier aber nach Fisch und Theer und Kaffee und Bier und Käse und Grog und sonst noch nach allem, was Gott weiß und nicht weiß.

Jetzt noch sechs, sieben Häuser, und dann kommt ihr Hof; da unten ist ja schon der Quesenkeller mit der zweifarbigen Laterne.

Ja — aber — was ist denn da? 'n Auflauf? Einer überfahren? Da steht ja die halbe Straße voll Menschen! Am Ende Feuer? In ihrem Hof? In Buhks Wäscherei? „Achott! Achott nee!"

Einen Augenblick stand Phitje Ohrten still, der Schreck war ihr in die Beine gefahren; aber so schnell verblüffen ließ sie sich doch nicht; sie ging an den Haufen hinan, — jawohl, gerade vor ihrem Hof steht er.

Und wie sie sich dazwischen drängen will, kehren sich plötzlich all die Gesichter ihr zu, alle mit aufgeregten, lachenden Augen und Mündern.

„Ohrten! Phitje! Sie is da! Se kummt! Phitje kummt! Elsa! Bertha! Se is je all hier! Een, twee, dree, hurra! Een, twee, dree, hurra! Hoch soll sie leben, hoch soll sie leben! Dreimal hoch! Sie lebe, sie lebe, sie lebe dreimal hohohoch! Sie lebe, sie lebe" —

Phitje Ohrten hatte doch die Augen aufge-

riſſen, nur noch viel weiter, als die Hurraſchreienden. Jetzt rannen ihr helle Thränen über die rothen Backen. Das Paket war weg, ſie hatte die müden Arbeitshände ineinander gefaltet und ſtammelte, außer ſich vor Rührung und Entzücken und Beſchämung:

„Ick bün je man een Dag vun ji weg weſt! Kinners! Kinners! Kinners! Kinners! Wat gewt ji an Dag! Dat is ja veel to veel!“

Da drängten ſich zwei fleckenlos weiße Geſtalten mit zwei großen Blumenſträußen gegen ſie vor, Elſa und Bertha:

„Hier, Phitje! Hier Ohrten! Wir gratuliren Dich auch recht vielmals, hurra! Phitje ſoll leben! Hier Phitje, nimm den Bokett man in 'n Arm. Mein' auch! In die Hand is er zu groß. Nee, Phitje, wat ſeggſt Du nu?“

Was ſie ſagte? Sie ſagte nichts. Einen Blumenſtrauß rechts im Arm, einen Blumenſtrauß links im Arm, die rothen Backen naß von Thränen, den Mund breit vor Lachen, ſo bewegte ſie ſich vorwärts, ohne auch nur das Geringſte zu begreifen. „Kiek dor!“ ſchrie Elſa.

Von Buhks Wäſcherei her leuchtete es, ein heller gelb und rother Rahmen über der Thür, ein Kranz rundum . . . . . .

„Kinners! Kinners! Kinners!“ ſtammelte

Phitje fast bewußtlos, unter unaufhörlich rieselnden Thränen und wirrem Lachen.

Plötzlich stürzte Benig Buhk unter seiner geschmückten Hausthür hervor, erhitzt, freudestrahlend, in blendend weißen Hemdärmeln.

„Phitje Ohrten! Phitje Ohrten! Min goode Deern!"

Er wollte ihr die Hand schütteln, sie hatte keine frei.

Da, in einem plötzlichen Impuls, breitete er die Arme aus und küßte Phitje schallend auf den Mund. Ein rasendes Jubelgeschrei, das sich an den hohen schwarzen Häusermauern des engen Hofes brach, beantwortete diese That.

„Bravo! Bravo! Bravo, Buhk! Hest good gemacht, hest good gemacht! Drum wirst Du auch nich ausgelacht!" schrieen die Umstehenden lachend, vor Freude kreischend.

Auch Madam Buhk kam heran und weinte sehr.

„Hunnertdusend, Phitje! wat de Minsch beleben kann! Verlaat mi nich, Phitje! Ick bitt' di un beswör di, verlaat mi nich! Min wertheste Mann is je sünst ganz nett, aber — Phitje! Hunnertdusend! Hunnertdusend!"

„Wat — wat — wat —" stotterte Phitje verständnißlos, „wat is Di denn so ankamen,

Madam Buhk? Ick weet je gor nich — ick verstah je gor nich — —"

Aber inzwischen gingen doch ihre Blicke in die Höhe zu dem festlichen Transparent, auf dem in großen rothen und schwarzen Buchstaben stand:

„Willkommen!"

Und darunter, in schwarzen ungeheuer fetten Ziffern:

100,000 Mark!

Und Madam Buhk kniff Phitje in den Arm zum Aufschreien und stöhnte: „Din Lottriloos! Hunnertdusend! Du hest gewunnen!"

Phitje Ohrten starrte, — dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus, dann schrie sie auf: „To'n Dotlachen!" und dann plötzlich, mit den zwei Syringensträußen im Arm und den festgefalteten Händen, die Blicke groß auf das Transparent geheftet, begann sie mit zittriger, aber heller Stimme zu singen:

„Nun danket alle Gott,
mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
an uns und allen Enden" — —

und die ganze Menge, groß und klein, fiel ein in den Gesang und brachte den ganzen ersten Vers zu Ende.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Weiter wußte niemand.

Und Phitje hörte auch auf; strahlenden Gesichts, der Pflicht der Dankbarkeit entledigt, begann sie nun aufgeregt zu lachen, zu fragen, in die Hände zu schlagen, bis es einem sehr nobel gekleideten, schlanken Herrn gelang, sich ihr vorzustellen.

„Gratulire, Madam Ohrten! Herzlichsten Glückwunsch von unserer renommirten Firma. Gottes Segen bei Cohn. Mein Name ist Lazarus Cohn. Ich bin gekommen, Ihnen zu bringen die gute Nachricht, die Freudenbotschaft, Madam Ohrten! Ihre Nummer ist rausgekommen mit fünfmalhunderttausend Mark. Sie haben gespielt ein Viertellos. Auf Ihren Antheil entfallen somit hundertfünfundzwanzigtausend Mark Courant. Ich habe die Ehre, Ihnen einzuhändigen diese Papiere, wollen Sie mir geben eigenhändige Quittung. Wünschen Sie die Summe ausgezahlt oder abgeschrieben an die Norddeutsche Bank? Hamburger Bank?"

So ging es noch eine Weile fort, mitten unter dem Transparent mit der Guirlande, angesichts der bald athemlos horchenden, bald in neues Hurrageschrei ausbrechenden Nachbarn und Neugierigen. Zwei Konstabler mit blanken Pickelhauben hatten sich auch hereingedrängt und schrieen begeistert mit.

Herr Lazarus Cohn zog ein Taſchentintenfaß und einen goldenen Federhalter hervor, verbeugte ſich graziös, präſentirte Phitje Ohrten ein roſenrothes Papier auf ſeinem Taſchenbuche, dazu die eingetunkte Feder. „Ach! ſchrieben!“ lachte die Glückliche, ihre Hände beſehend, die voller Schwielen waren und wie gekocht ausſahen, „ick kann woll ſchrieben — aber — dohn Se mi den eenzigſten Gefallen und ünnerſchreeben Se!“

„Werd' ich Ihnen führen die Hand, Madam Ohrten, wenn Sie erlauben,“ ſagte Herr Lazarus Cohn, dienſtfertig lächelnd, „kommen Sie man her, Madam Ohrten, iſt gleich geſchehn!“

Und mit ſeiner Hülfe ſetzte Ohrten ihre Unterſchrift, nicht kalligraphiſch, aber zur Noth leſerlich, unter das merkwürdige Schriftſtück.

Ein Hurraſturm, ſtärker noch als die früheren, begleitete die feierliche Handlung.

Und dann begann der Jubel überzubrauſen, denn Phitje hatte Herrn Cohn an den Aermel gefaßt und gelacht: „Je, ſeggen Se mal, is dat nu würklich wahr? Ick heff Geld? Ick? As ick? Phitje Ohrten hett Geld? Kinners! Kinners! Kinners! Kinners! To'n Dotlachen. Denn man for hunnert Mark Korn und Beer und Pellkantüffeln und Grüttwuſt her! For alle Mann! Nu wölt wi mal recht vergnäugt ſin!“ — —

War das noch der trübe, enge Hof mit den hohen Häusern, die das Himmelslicht ausschließen und schwarz vom rußigen Nebel dumpf vor sich hinstarren auf das ewig nasse, ewig kothige schwarze Steinpflaster? War es noch derselbe?

In den Fenstern glänzen Lichter auf, in jedem Fenster, bis zu den spitzen Giebeln! Die dunklen Hausmauern sind verhüllt von Fahnen, die roth und weiß und grün und gelb und blau, manche geflickt und vom Seewind zerrissen, manche gebleicht von der Tropensonne weich und gerade niederhängen in den weichen, windlosen Frühlingsabend, und von Wimpeln, kleinen, schmalen, spitzauslaufenden, bunten Läppchen, die nicht still halten können, auch bei der Windstille nicht, die tänzeln und flattern und sich drehen wie fröhliche Kinder um die Erwachsenen. Ein langer Tisch ist da mit einer weißen Decke, mitten auf dem Hof. Wurstmacher Zieseniß ist da mit blendend weißer Schürze und einem blitzblanken Wurstkessel, auf dessen Kupfer die Lampen spielen, aus dessen Bauche duftende Dämpfe hervorsteigen. Bäcker Schilling ist auch da, auch in weißer Schürze, und sein Kuchenkorb ist mit roth und weißem Papier ausgeschlagen zur Feier des Abends. Und da ist der Wirth Lüthge mit mehreren Bierfässern, und sein Bursche zündet auf dem langen Tisch zwei

Reihen Illuminationslämpchen an, die wie roth und gelbe Glühwürmer auf dem sauberen Tuche leuchten. Und auf einem Plättofen steht der große Grapen mit den Pellkartoffeln, und Louis Buhk steht mit der Handharmonika daneben und bewacht sie und spielt: „Doch so wie du — so herrlich und so schön — —“

Und nun Phitje Ohrten selbst! Sie haben sie auf einen Tisch gesetzt in einem großen Stuhl. Natürlich wollte sie nicht. Aber da sie mit allen auf ihre Gesundheit hat anstoßen müssen, ist ihr allmählich etwas aufgedämmert. Sie hat angefangen, sich in die Brust zu werfen, sie hat angefangen, zu fühlen, ganz klar und deutlich zu fühlen, daß sie nun die Hauptperson ist. Sobald sie sich deswegen schämen will, nimmt sie einen tüchtigen Schluck, und dann wird ihr so warm, so sicher, so ruhig bei aller Aufgeregtheit. Sie lehnt sich in den großen Stuhl zurück und legt die Hände auf die Armlehnen; sie drückt das Kinn heraus und nickt und fühlt, daß sie die Königin ist. Königin von dem Ganzen. Da unten schreit und jubelt und drängt und stößt sich die Menge, „wat'n Hög!“ denkt Phitje und lehnt sich behaglicher zurück. —

* * *

Phitje Ohrten wachte auf. Es war heller Sonnenschein in ihrer kleinen Kammer. Lange

konnte sie sich nicht besinnen, denn so hell die Kammer war, so nebelig war ihr Kopf. Die Luft schien nach Schnaps zu riechen; ihre Kleider lagen unordentlich umhergestreut; und plötzlich bemerkte sie am Fußende des rotkarrierten Deckbettes ihren Schuh. Sie erschrak, erröthete, — sie hatte ihren Schuh mit zu Bett genommen! Sie war also —

Aber gerade, als Phitje anfangen wollte, sich zu schämen, fiel ihr alles und alles auf einmal ein! Sie blieb mit offenem Munde und rund aufgerissenen Augen liegen, — draußen gingen die Glocken, es war Sonntag, es war Kirchenzeit. Mechanisch faltete sie die Hände und sagte vor sich hin: „Herr Gott, dich loben wir! Herr Gott, dich loben wir!“

Dann begann eine plötzlich unwiderstehliche Neugier sie aus dem Bett zu treiben. Sie wusch sich gerade, als das Ständchen draußen seinen Anfang nahm. „Das ist der Tag des Herrn!“ sang es. Gidionsens Baß war unverkennbar. Sie schlich sich, mit dem Handtuch um die Schultern, an das kleine Fenster und guckte verstohlen durch den Vorhang. Sie sah gerade in Gidionsens großen, rothen, offnen Mund, in dem die Zunge auf und abtanzte, während die Hand den Vollbart strich. Es stand dicht voll von Köpfen da unten. Phitje zog sich unter Kopfschütteln und unterdrücktem Lachen mit

aufgeregten Händen an. Sie wußte nicht genau, ob alles das wahr sei, was sie jetzt erlebte, aber sie dachte doch: ja, es wird wohl wahr sein, und ich bin nur neugierig, wie es weiter geht. Sie konnte den Rock ihres schwarzen Sonntagskleides nicht zuhaken, so zitterten ihr die Finger; sie hatte die Schoßtaille zuerst angezogen und stand nun da in einem gesteiften, raschelnden weißen Sonntagsunterrock und horchte auf Gidionsen, der die Stimmen sowohl anführte, wie übertönte. Da klopfte es, und herein kam Fräulein Tiemann, die Schneiderin, mit einer großen, braunen Pappschachtel. Ganz roth war sie und außer Athem, Fräulein Tiemann, denn sie hatte heute Morgen schon so schrecklich laufen müssen, sagte sie, nach dem Kleid, das Madam Ohrten gestern Abend bestellt hatte, aber nun hatte sie etwas wirklich Feines und Passendes aufgetrieben, „roth und grün Schangschang", sagte sie. Ohrten fiel auf ihren kleinen alten Binsenstuhl, als das Kleid ausgepackt wurde.

„Ick? Ick? Das sall ick hebben? Dat sall ick dreegen?" stammelte sie. Sie war so dankbar, sie drückte Fräulein Tiemann die Hand; dann bot sie ihr eine Prieſe an und nahm selber eine, ihre Augenlider wurden roth und zitterten. Sie erinnerte sich gar nicht, das Kleid bestellt zu haben.

Es war mit vielen, weißen Spitzen besetzt, außerdem mit Schmelzperlen.

„Dat kann ick ja gornich verlangt sin," murmelte Phitje und ließ sich anziehen, wie ein Puppengestell.

„Wat is denn dat nu woll so?"

Phitje deutete auf ein geheimnißvolles Ding aus Haartuch und von unenträthselbaren Formen, das Fräulein Tiemann geschickt in den schlanken Händen drehte. Die Schneiderin theilte ihr mit, das sei „ein Kühl" — „Ohne dem können Sie garnich gehn, denn sieht das Schangschang nach nichts und wieder nichts aus."

„Wonehm sall ick datt denn hentrecken? Op 'n Kopp?" wunderte sich Ohrten erschrocken.

Fräulein Tiemann brachte alles an die richtige Stelle, und Phitje Ohrten wurde immer schöner. Sie füllte die ganze kleine Kammer aus, als sie das Kleid an hatte.

Unglücklicherweise konnte sie in ihrem Fünfzigpfennigspiegel nur das wenigste sehen von der ganzen Pracht, aber Fräulein Tiemann sagte, sie wäre nicht zu kennen, da könnte sie sich „fest zu verlassen," und es thäte ihr nur in der Seele weh, daß Madame Ohrten den alten schwarzen Strohhut mit den verblichenen und verregneten Veilchen zu dem Kleid aufsetzen wollte, das ginge und ginge

nicht an und hätte „kein büschen Art nich," das wollte sie ihr nur geradeaus sagen.

Und wie war doch das nun einmal schön und passend, daß gerade in diesem Augenblick Auguste Gidionsen heraufgelaufen kam, wieder mit einer Pappschachtel, und darin lag der elegante Backenhut, den Phitje Ohrten gestern Abend, ohne daß sie es selber wußte, bei der Putzmacherin bestellt hatte!

„Guschen," sagten Sie zu mir gestern Abend, „Guschen," sagten Sie noch so recht fidel, „hätt' ich man noch zu morgen 'n orrendlichen Hut, daß ich mir könnte vor Menschen sehen lassen!"

Auguste Gidionsen wischte sich die Tropfen von der Stirn.

„'n büschen theuer is er woll, Madam Ohrten, aber in Ihre Verhältnissen is das je gar kein Preis, was spielt das vor 'ne Rolle, ob das zwanzig oder dreißig Mark kost', nich?"

Als Ohrten den Hut sah, von dem eine große hellgrüne Feder bis auf ihre rechte Schulter herunter hing, während hochrothe Sammetschleifen einen gleichfalls hochrothen, kühn aufstrebenden Hahnenschwanz in der Mitte des Kopfes einhegten, rief sie nichts als: „Ick schree mi dot!" und sank wieder auf den Binsenstuhl. Es war gut so, denn die Kammer war schräg, und da Ohrten etwas

über Mittelgröße besaß, so war der prachtvolle Schopf in Gefahr, geknickt zu werden.

Fräulein Tiemann und Fräulein Gidionsen bestaunten die Sitzende, dann führten sie sie im Triumph in den Hof, wo ein lautes, dreifaches Hurra Phitje Ohrten empfing. Wie roth sie war! Wie ein sechzehnjähriges Mädchen, das man bewundernd angeblickt hat, und das sich vor Stolz und Beschämung nicht zu fassen weiß.

Aber was sagte Frau Buhk?

Ach, sie sagte erst nichts, als: „Allmächtiger! Wat 'n Staat!" aber dann begann sie so ausdrucksvoll um Phitje Ohrten herumzuschluchzen, indem sie sie unermüdlich umwandelte, wie ein prachtvolles Blumenbeet, daß Phitje plötzlich ausrief: das könne und könne sie nicht aushalten, daß ihre allerwertheste Wischen Buhk glauben thäte, sie wollte sich nur alles anhängen, sich ganz allein! Nein, so was thäte nicht nöthig zu glauben, und davor würde sie nicht ruhen noch rasten, als bis Madame Buhk ganz das nämliche Kleid anhätte, so daß Benig Buhk gar nich wüßte, was er zu sehen kriegte, und da hätte sie die Mittel woll auch noch für.

Den Schluß dieses Satzes sagte sie mit einer Art zaghaften tastenden Triumphes, so, als ob sie der Sache doch im stillen immer noch nicht traute

und halb fürchten müßte, ausgelacht zu werden, aber Niemand lachte. Sondern es begann in den Gesichtern ringsum eine froh aufhorchende Neugier und Spannung aufzuglimmen, schnelle, angenehm überraschte Blicke wurden getauscht, man kam unwillkürlich näher, um noch mehr zu hören; jede meinte, daß vielleicht nun bald auch ihr Name genannt werden könnte. Bertha, die Plätterin, warf einen Seufzer hin, der über den Hof schallte, und gleich danach wurde ein allgemeines Seufzen gehört um die prachtvolle Phitje Ohrten; es bewegten sich auch Lippen zum Sprechen, aber keiner wollte zuerst.

Nur ganz zuletzt sagte eine schüchtern-antheilvolle Stimme aus dem Kreise:

„Und wonehm geht Madam Ohrten nu hin, wenn man fragen därf?" Fräulein Soltwedel, die ihres Bruders, des Barbiers, Wirthschaft besorgte, nebenbei aber auch Haare schnitt, frisirte und barbierte, wenn viele Kunden da waren, seufzte zu ihrer Frage, und schüchtern, mit einem Finger, liebkoste sie die äußerste Falte von Phitjes Seidenkleid.

Phitje wurde verlegener und verlegener. Sie mochte zwar diesen Augenblick noch gern in der Mitte stehen und beseufzt und geehrt werden, aber es kam ihr vor, daß sie es jedenfalls nicht mehr lange so haben möchte. Keinesfalls immer. Sie

murmelte, sie möchte mal in die Kirche heut morgen, sie wär' nu lange nicht darin gewesen, und im selben Augenblick begriff sie, daß die Nachbarn gern mit wollten, aber nicht gern mochten, weil sie nicht so fein waren wie sie, und ihr munteres Gesicht wurde unschlüssig und röther als ihr Kleid, und sie tastete verwirrt nach dem grünen Federschweif auf ihrer Schulter; sie hatte vergessen, woher der eigentlich kam, und das schaukelnde Gewicht auf ihrem noch immer nebligen Kopfe verstand sie auch nicht.

Plötzlich kam es ihr vor, als ob jemand weine, weine, wie Madame Buhk. Phitje drehte sich schnell um. Ja, Madam Buhk hatte ihre beiden Jungens angefaßt, den kleinen strammen Louis und den pahlerbsenartig dünnen Bertram und wischte den Jungens im Gesicht herum mit ihrem Taschentuch, immer abwechselnd, und stöhnte leise dazu: „Min Bertram, min Louis!"

„Ick weet nich," sagte Phitje, ihren Hut vorsichtig abnehmend, „dat künn ja ook öber acht Dag sin, — ick glöw, dat is hüt doch all to lat (spät), und denn kunn Madame Buhk ehr Kleed ook all hebben. Datsülbige! Ganz datsülbige, Madam Buhk. Un ick — ick treck' min denn ook wedder ut; — dat is — wenn ick hüt doch nich gahn doh — —"

Und Phitje Ohrten zog sich um, und Benig Buhk und Gidionsen mußten drei Stuhlwagen besorgen, und dann fuhren alle Nachbaren und Freunde, der ganze Hof fuhr nach Blankenese: Phitje Ohrten hatte sie alle zusammen eingeladen.

* * *

Am Montag wurde wieder wie gewöhnlich gewaschen. Phitje Ohrten war die erste, die in der Waschküche erschien. Der Morgen graute eben. Sie hatte noch Licht. Zwischen den Häusern oben war der Himmel kaum zu unterscheiden. Aber ein heller Stern stand deutlich in dem trüben Grau und leuchtete mit bläulichem Glanz. Ohrten kannte den Stern. Sie hatte ihn oft gesehen, wenn sie Morgens ihre Arbeit anfing, ganz allein.

„Je je, ick seh di woll; du büst hell und nüdlich! Ick hew Glück hatt! Nu mutt lütt Kardel (Karl) 'n Steen hebben. De Kuhlengräber (der Todtengräber) ward de Städ' woll finnen. 'n Steen und 'n lütten Boom. Dat ward je mit de Tied gröter, wenn dat 'n richtigen Lebensboom is. Je, je! blenker' du man! Blenker' du man ook öber sin lütt Graff! Nu hew ick Glück hatt, und min Kardel weet dar nicks vun aff."

Sie ging rüstig hin und her, heizte den Ofen unter dem mächtigen Waschgrapen, der gelbe Feuer-

schein spielte an den feuchtglänzenden Wänden. Die Ziegelsteine des Bodens schienen zu glühen, wo der rothe zuckende Schimmer sie traf. Ohrten gähnte und reckte sich, und dabei dachte sie unverwandt an den kleinen Jungen, der nun schon seit bald sieben Jahren an einer ihr selbst unbekannten Stelle schlief. Heute wäre er fast siebzehn gewesen! So wie Bertram Buhk; die Kinder kamen ein halbes Jahr nacheinander. Aber Bertram war gesund, und ihr Karl war — taubstumm. Ein armer gebrechlicher Junge. Ob er wohl verstanden hätte, was Ohrten jetzt Gutes passiert war?

„Und warum nich? Min Kardel het je so 'n hellen Kopp hatt. Wat kunn he nich all nüdlich Stöhl flechten un Matten flechten un Schoh maken vun Dookecken (Tuchkanten)." Zwei Jahre war er in der Anstalt gewesen, und immer wenn er wiederkam, hatte er etwas zugelernt. Aber er wollte so gern hören lernen, und er hoffte auch immer darauf, daß er es lernte, so gut wie er lesen und etwas schreiben gelernt hatte. Ohrten wußte es besser, — nein da war keine Hülfe, es that einem nur weh, solche unmögliche Wünsche aussprechen zu hören. Sie hatte ihm so selten eine Freude machen können, dem armen Jungen, — — jetzt sollte er wenigstens seinen Stein und seinen Baum haben, und der schöne Morgenstern

ſollte durch die dunklen Zweige auf ihn niederſcheinen. —

Von Karl wanderten ihre Gedanken zu Karls Vater. Er hatte ſie verlaſſen, ehe der Junge auf der Welt war. Er hatte mal ſehen wollen, ob da drüben in Auſtralien nichts zu machen wäre für einen gut gelernten Müller. Damit war er weggegangen und nicht wiedergekommen. Er war drüben geſtorben.

„Nee, de nich! Dat deiht nich nödig!“ ſagte Phitje und ſetzte ihren Fuß hart auf die rothen Klinker, als ſie ſich überlegte, ob ſie ihrem Manne auch einen Denkſtein ſetzen würde, wenn ſie wüßte, wo er begraben liege: „Danach heſt di nich opföhrt, Anton! Ligg du, wo du wullt, Anton! Harſt mi nich ſitten laten, harſt din Plicht un Schülligkeet an mi dahn, dann wör' dat wat anners, — nee, gah du man los, Anton! Mit di bün ick nich god ankamen. Wat bün ick trurig weſt um di, du ſchul'ſche Butt! Dat giwt annere!“

Phitjes Geſicht erwärmte ſich; erröthete ſogar. Benig Buhk — das war eine Perle von Mann! Wenn ſie den ſo hätte haben können!

Freilich, ſeine Frau ſah nicht danach aus, als ob ſie ihn hergeben würde, aber wenn Benig ſich nun in Phitje verliebte? So etwas kam ja vor.

„Für Geld kann man den Teufel tanzen sehen," schoß es ihr durch den Kopf. Aber sie schämte sich auf der Stelle! Sie ließ einen großen brausenden Wasserstrahl in den Waschkessel hinein und hielt ihre nackten Arme darunter. Und dabei sah sie fortwährend Benigs krause blonde Haare und seine Schelmenaugen vor sich! Sie hatten ja gestern in Thütges Salon zusammen getanzt. Und Benig hatte sie so fest an sein Herz gedrückt, und ein übers andere Mal gesagt: „Min Phitje! Min Phitje!"

„Mit de Leew is nich to spaßen," seufzte Phitje, „un wenn he will, denn — denn —" Sie breitete die Arme aus. Und in ihre geöffneten Arme lief Else hinein und jammerte: „Phitje Ohrten! Madam Ohrten! Ick mutt Ihnen wat seggen! Ick weet mi nich to helpen! Wenn ich nich auf dem Theater kommen thu', denn — denn —"

So begann der Montag.

* * *

Am Nachmittage ward Phitje Ohrten von der Arbeit abgerufen. Das Geld war da! Das viele Geld! Herr Cohn brachte es „persönlich selbst," und so wie Phitje sich das gewünscht hatte: die Hälfte in baar, die andere Hälfte in Papieren. Er

brachte auch eine kleine eiserne Kiste dazu. Sie war feuer- und diebsfest, wie er versicherte. Und ferner überreichte er Phitje ein Andenken seiner glückbringenden Firma, nämlich eine silberne Tabaksdose mit ihrem goldenen Monogramm. Im Deckel befand sich Herrn Cohns Porträt eingravirt und darunter die Devise: „Gottes Segen bei Cohn."

Phitje Ohrten war unbeschreiblich dankbar! Sie gab Herrn Cohn einen Kuß für die Dose, ganz aus freien Stücken. Herr Cohn erröthete sehr, wischte sich den Bart ab und sagte: „Lassen Sie gut sein, Madam Ohrten, Sie haben die Dose, und ich habe den Kuß, sind wir beide zufrieden."

Die Geldkiste wurde in Phitjes Kammer aufgestellt. Aber Phitje schlug den Deckel schnell wieder zu, als sie hineingeguckt hatte. Es machte ihr Angst, die vielen Silber- und Goldstücke zu sehen. Es kam ihr vor, als wären sie doch nicht ihr Eigenthum; als wären sie jemand gestohlen. Bei den Papieren konnte sie sich nichts denken, die nahm sie ohne Zögern und Erschrecken in die Hand, obgleich gerade sie die höheren Werthe darstellten.

Als sie eine Weile nachgedacht hatte, rief sie Louis Buhk herauf, der im Hof sein eisernes Tonnenband trieb.

„Kumm, Louis, ick will Di de Ogen verbinnen mit min Halsdook, und denn ſpeelſt Du hier Weeſenjung (Waiſenjunge) und grabbelſt mi ut de Kiſt' wat rut, hörſt woll?"

„Woveel ſoll ick rutgrabbeln?" fragte der Kleine bereitwillig, während er ſich die Augen zubinden ließ.

Ohrten ſchloß die Kiſte auf, dann ging ſie ans Fenſter.

„Grabbel' twee Hannen vull, Louis; — nee, erſt mußt den Deckel t'rügg ſla'n. So, und nu noch twee Hannen vull, und denn ſmiet den Deckel to, und dat Geld legg mi man in 'n Schoot, ſo!" Sie warf ihre Schürze über das klirrende Geld und nahm dann dem Jungen das Tuch ab.

„So geiht dat gans good!" murmelte ſie, die Kiſte verſchließend. „Hier heſt ook wat!" ſie reichte ihm ein Fünfmarkſtück, „und denn ſegg, Elſe ſchull mal ropkamen, abers gau." —

Elſe flog die ſteile Treppe herauf und in die Thür herein; alle flogen jetzt, wenn Ohrten ſie rief.

„Kiek," ſagte Phitje, auf ihre Schürze zeigend, „kiek, Elſe, wat ick hier woll hew? Wenn Du op 'n Theater wullt, denn gah, min Deern, denn bilder Di man ut! Aber heſt denn all mit Fritz Hey ſproken? He is je doch Din Minſchen, nich?" Elſe hatte ſchon mehrmals mit ihm davon geſprochen, aber Fritz Hey hatte „da kein' rechten

Verstand von," wie sie sagte, „da wäre Herr Gidionsen nu ganz anders in, aber das wär' je auch natürlich, denn Herr Gidionsen der hätte ja selbst so 'n schönen Baß — —

Else freute sich über das Geld bis zu Thränen. Wieder wurde Ohrten abgeküßt. Sie weinte auch. Sie fühlte sich so glücklich. Mochte waschen, wer wollte! Hier saß sie auf dem Binsenstuhl in ihrer Kammer wie eine Königin und verschenkte Hände voll Gold. Ihr Gesicht strahlte. „Und dat is all ehrlichen Kram, Else; — ick hew dat vun 'n lütten unschülligen Jung trecken laten. Von unsen Louis, Else. Woveel dat is, dat weet ick nich, dat weet bloß uns' Herrgott!" Sie lächelte selig und stolz. „Kannst dat je mal tellen! De Jung hett good togreepen. Wannehr geiht dat denn nu los mit Din Thaater? Kummst Du denn ook recht nüdlich antrocken?"

* * *

Abends dann mußte Louis noch einmal mit verbundenen Augen an die Geldkiste. „Zwei Hände voll," wie Ohrten anordnete.

Der ganze Hof ging in den Elbpavillon, Ohrten voran und richtig in dem rothgrünen Seidenkleid mit dem wundervollen Hut. Aber sie ließen dann doch die Herren voraus gehen und Plätze belegen:

die Damen bekamen sämmtlich erst Hüte und Sonnenschirme gekauft, die buntesten, großkarrierten, die zu haben waren. Es ging sehr gut, es waren noch alle Putzläden offen.

* * *

Bertram war eigentlich immer Phitjes Liebling gewesen, aber nun wurde er so anthunlich und ganz und gar niedlich! Er hatte so ernstliche, eifrige Augen, man konnte dem Jung wohl ansehen, daß der nicht von gestern war. Immer, wenn er frei hatte — er war ja Schornsteinfegerlehrling bei Rümelang — drehte er etwas in den Fingern herum, kleine Räder und Schrauben: er hatte ja schon als Junge, so alt wie Louis jetzt war, kleine Mühlen gemacht, die schnurrten und liefen. Ohrten hatte selber mal eine entzwei getreten, in der Waschküche, — der alte Jung hatte sie ordentlich gedauert, als er das nachher „so kurlos" anguckte.

Bertram war still, beinah zu still für sein Alter, er hatte immer die kleinen Räder und Schrauben im Kopf.

Aber als er im Elbpavillon neben Phitje Ohrten saß, wurde er unruhig und zeigte ihr fortwährend etwas im Saal: die Glühlampen und die Aufzüge, die geräuschlos mit Tellern voll be-

legter Butterbröte aus dem Keller herauf und leer wieder hinunterglitten, den Automaten in der Ecke, der für ein Zehnpfennigstück eine Cigarre hergab, im Nebensaal die kunstvolle Musikorgel, die ganz allein spielte, und auf der halblebensgroße Balletttänzerinnen die zierlichsten Verrenkungen ausführten. Seine blassen Backen waren geröthet, und seine Augen liefen unruhig nach etwas Neuem, Saal aus und ein.

„Bertram, Jung, wat heft Du?“ fragte Ohrten zuletzt.

„So was könnt' ich auch machen!“ sagte Bertram, noch röther werdend. „Das' all keine Hexerei, das' bloß Mechanik! Ach, Phite, Madam Ohrten, Mutter meint immer, Schornsteinfeger, das 'n gutes Geschäft! Pah!“

„Wat fallt Di in, Jung?“ wunderte sich Phite.

„Ich könnt 'n Telephon machen,“ sagte Bertram eifrig, „glöben Se dat oder glöben Se dat nich?“ Und er fing an, ihr soviel von Drähten und Schallleitungen und Stromleitungen zu erzählen, daß es Ohrten ganz unheimlich wurde.

„Bertram, wat wullt Du? Wat geiht mi dat an?“ seufzte sie.

Auf so'n Dings, so'n Technikum möchte er, sagte Bertram ehrlich. In Eckernförde wäre eins. Einer von seinen Schulkameraden wäre dorthin.

Aber natürlich, es koſtete nicht wenig, und dann verdiente man zuerſt nichts, aber nachher könnte man wohl anders daſtehen, wie als Schornſteinfeger. Er wollte wohl etwas erfinden, wenn er nur erſt da wäre. Aber Madam Ohrten traute ihm wohl nicht? Sie würde wohl nicht ſo gut ſein und ihm das Geld für ſeine Ausbildung ſchenken?

Phitje Ohrten wurde ſehr gerührt. Was? Sie ſollte Bertram nicht trauen? Ihrem alten beſten Jung, der gerade ſo alt wie ihr armer Karl war? Das ſollte Bertram nicht noch einmal ſagen, ſonſt könnte ſie, wahrhaftigen Gott, böſe werden! Das lange Getüder hätte überhaupt nicht nöthig gethan! Wenn Bertram Schulen haben müßte, denn müßte er natürlich Schulen haben. Sie wollte es ſeinen Eltern wohl ſagen. Er wäre ja wie ihr eigenes Kind. Ihr armer Karl könnte ja nicht auf Schulen, der wäre ja ſchon ſieben Jahre todt. Der kriegte ſeinen kleinen Stein und ſeinen Baum, und der kleine Stern blenkerte dadurch alle Morgen!

Ohrten ſchlug auf den Tiſch. Bertram ſollte darauf ein Glas Grog trinken. Sie könnte das ja gottlob leiſten. Das Glas Grog und die Schulen und alles. In der Kiſte da wäre 'n ganzer Berg. Und dann ſchrie ſie: „To'n Dodtlachen!" und ſchlug wieder auf den Tiſch.

Die Leute an den Nachbartischen sahen sich um. Sie runzelten die Stirn. Aber Phitje lachte sie an, so unschuldig, so kinderselig — ihre Mienen glätteten sich schnell.

Noch am selben Abend mußte Louis für seinen Bruder „ziehen." Phitje verlangte diesmal ausdrücklich „von de Papieren." Als Bertram die Summen sah, wurde er ohnmächtig. Er fiel so ganz still auf den Boden wie ein schlechtbewurzeltes junges Bäumchen. Ohrten hob ihn auf und legte ihn aus ihren starken Armen auf ein Bett.

Benig Buhk küßte Phitje voll Dankbarkeit. Er zeigte ihr weinend seine verstümmelte Hand: „En Krüppel, Phite, 'n Krüppel! Aber de Jung — de hett 'n Kopp! All'ns vun mi, Phitje. Min Kopp! Min Hand!"

Madam Buhk stand mit eingestemmten Ellbogen daneben. Ihre Augen glitzerten. „Wat? Wat seggst Du, Buhk? Min Kopp hett de Jung; Din is man 'n Döskopp!" Sie klopfte ihm auf die Schulter:

„Kumm, kumm! Lat Phitje gahn! Dat is se nicht gewennt, — Du kunnst ehr överläftig warrn."

Damit nahm sie ihren Mann unter den Arm und führte ihn ab.

* * *

Ohrten hatte den besten Willen, wie gewöhnlich in der Waschküche zu arbeiten, aber sie wurde jeden Augenblick abgerufen, weil jemand sie sprechen mußte. Leute, die Phitje gar nicht kannte, nie vorher gesehen hatte, interessirten sich plötzlich so außerordentlich für sie und kamen mit den merkwürdigst begründeten Anliegen. Louis mußte dann einen Griff thun, und der Fang ward ungezählt den Bittstellern eingehändigt. Ohrten hatte dabei eine so einfältig frohe Miene, daß jeder mit der Ueberzeugung fortging, der guten Frau ein rechtes Vergnügen gemacht zu haben. Sie kamen für Vereine und für Anstalten, sie kamen in schwarzen Röcken und in seidenen Kleidern, sie fuhren sogar vor in Equipagen, die vor dem Hof halten mußten und die ganze Nachbarschaft mit Glanz erfüllten.

„Phitje, giw nich toveel," warnte Madam Buhk den ganzen Tag, und sie ließ sich auch von Louis, dem das Ehrenamt des Grabbelns einen ungeheuren Spaß machte, heimlich versprechen, daß er für die „Herrschaften", die da kamen, nur mit einer Hand und nur ganz leicht in die Geldkiste greifen wolle. Phitje Ohrten war nämlich in dieser Richtung Fatalistin: was „de lütt unschullig Jung'" herausbrachte, das galt; sie selber sah das Geld nie an; — der ihr unklare Eindruck von

etwas Unheimlichem vor der angehäuften Masse hatte sich nicht verloren.

Aber dann fiel es Phitje Ohrten plötzlich in all ihrem Glück und all ihrer Freude ein, daß kein Mensch von dem „Junggesellen“ gesprochen hatte, daß kein Mensch sie an den „Junggesellen“ erinnert hatte, und sie schlug sich an den Kopf, daß sie über all den gesunden Leuten den Kranken vergessen hatte. Madam Buhk hatte ihr nämlich ihre beste Stube eingeräumt, das heißt vermiethet, weil sie es natürlich nicht mit ansehen konnte, daß ihre alte Freundin oben in der schrägen Dachkammer mit dem zerzausten Binsenstuhl hauste und Gäste empfing, und nun war Phitje zwei Treppen tiefer als gewöhnlich und so weit entfernt von dem Junggesellen, daher kam es! Aber jetzt lief sie auch, so schnell sie konnte!

„Go'n Dag, Bernhard! Herrjes, Bernhard, wat denken Se woll vun mi! Ick hew Se jewoll rein vergeeten! Wes' man nich bös, Bernhard, min goode Jung, dat is vun all den Himphamp! Hebben Se denn ook wat Orrentliches to eeten kreegen? Is Tiemannsch hier west un het de Stuw opschürt? Ick hew ehr dat so dull anbelastigt. Is dar Supp in? Hest all eeten? Ach, 'n Ros'! 'n lüttje Monatsros'!“

Und mitten unter den athemlos hervorgekeuchten

Worten beugte sich Phitje Ohrten nieder zu der Monatsrose, die am Fenster des Kämmerchens ihre zarte helle Blüthe entfaltet hatte, und sie küßte die Rose.

Dann lachte sie, indes ihr Thränen in den Augen standen: „Je, Bernhard, lach' mi man wat ut; wenn dat so schön is, denn mutt ick dat küssen, dar kann ick denn ook nichs vör. Wer hett di de Ros' brocht?"

„Fräulein Soltwedel," sagte der Kranke mit schwacher heiserer Stimme, „se hett mi ook allens vertellt! Ick gratuleer ook veelmal, Ohrten."

Phitje drückte vorsichtig die wachsgelbe magere Hand, die kalt und feucht in ihrer verarbeiteten warmen, runzeligen Rechten lag. In das gelbliche, blutlose, abgezehrte Gesicht des Kranken, der in seinen karrierten Kissen ganz still und gerade auf dem Rücken lag, trat das Roth der Aufregung. Er lächelte bitter.

„Ick hew all luert," sagte er mit zitternden Lippen, „ick hew dacht, na, nu ward se woll nich mehr kamen, — nu ward se too fin, nu hett se all sidene Kleeder, — nu kennt se mi woll nich mehr!"

„Kumm, kumm, vertörn' mi nich, Bernhard!" Ohrtens Gesicht sah so ernsthaft, so ehrlich aus,

nicht einmal gekränkt. „Se hebben mi nichs vun de Oart totruet, Bernhard, dat weet ick beter. Mi argert dat 'nog, dat ick Di hew liggen laten, min söte Jung," sie strich ihm mütterlich über die knochige Schulter, die sich durch das Hemd deutlich abzeichnete, „aber, kiek mal, mit min grootes Loos, dat 's en ganſen ol' aaſigen Himphamp! De Lüd, de löppt uns all de Döhren in; — wenn ick Louis nich harr, de mi dat ümmer rutgrabbeln deiht, ick wuß' nich ut noch een, dat kannſt mi to glöben."

„Heſt Di woll bannig wunnert?" ſagte Bernhard mit brennenden Augen.

„Wunnert? Ook, ja, — dat heet — ſall ick Di wat ſeggen, Bernhard? Ick hew dat all vorher wußt!! Nich mit düſſe Nummer, aber wußt hew ick dat! Wo ick noch ſo 'n lüttje Deern weeſt bün, hew ick mal 'n Unkel hatt, und de Unkel, dat wör 'n Düker (Taucher). „Phitje," ſeggt he binah alle Morgen, „mi het wat drömt! Weetſt, wat mi drömt hett? Mi hett drömt, dat ick in 'n Schipp kumm, deep unner See, und dat ganſe Schipp, dat glimmert und glört vun luter pures blankes Gold." „Unkel," ſegg ick, „giwſt mi ook 'n Putt vull Geld aff, wenn du dat gollene Schipp finnen deihſt?" „Dat ſallſt hebben," ſeggt min Unkel, „aber de Sak' is de: drap' ick dat Schipp,

ehr dat ick verſupen doh? oder verſup ick, ehr dat ick dat Schipp drapen doh? ‚J,‘ ſeggt min Moder, ‚wat warrſt du man nich verſupen!‘ ‚Häh,‘ ſeggt min Unkel, ‚davor bin ick ’n Düker, — abers Phitje, de ſall ehren Putt Geld woll hebben, de is ehr nu beſtimmt; — is dat dod oder lebennig — wenn ick an ’t gollne Schipp reken doh — denn kummt dat, Phitje, denn holl man din Platen op, denn is di de gollne Putt gewiß.‘

Der Kranke zog einen langen Seufzer, ſein Athem flog, und in ſeinen Augen irrte das Fieber.

„Vertell wieder, Phitje!“

„Wieder gaht nich! Ick harr dat vergeten, dat is je all in min Kinnerjahren weſt. Ganz ſelten mal mit hew ick daran dacht. Un denn hew ick woll mal in ’n dunkle Eck’ keken und dacht: „Wonehm is min gollne Putt? Un Sünnabend, wo ick to Hus kamen bün bun de Madam Langwebel, un denk an gor nichs, — miteens geiht dat los: ‚Phitje Ohrten! Phitje Ohrten! Hier is gewunnen! Du heſt gewunnen!‘ Aha, denk ick, is dat endlich kamen? Nu hett min Unkel Thedor endlich op dat gollene Schipp drapen!“

„Is he nich all lang dod?“ fragte der Kranke mit zuſammengezogener Stirn.

Phitje wunderte ſich.

„Verſteiht ſich! Wat ſall he nich dod ſin! He

is all lang dod, he is vor good dortig Jahr bi Borkum weggahn."

„Borkum?" ſagte Bernhard nach einer langen Pauſe. „Dat is dor gans buten in See, glöv ick?" ſeine Augen wanderten an der Decke; „ick weet gor nichs mehr — — ick bün je all neegen Jahr to Bedd!"

„Neegen Jahr! Dat's all binah 'n beten langwielig." Ohrten beſann ſich. „Achhott nee, min olen Bernhard, ſegg mal, giwt dat nich ſo 'n Art Stöhl? Wo een inliggt, un de anner treckt em?"

Ohrten ſtand auf, die Freude glänzte aus ihren Augen; „Bernhard, Du mußt 'n Fahrſtohl hebben! Louis ſall grabbeln. Und denn mutt dat kopt warrn. Und denn driggt Gidionſen Di rünner, de kann dat, de hett de Kräften darto! Und denn wölt wi Di woll trecken. Und denn liggſt Du in de Sünn! Und denn ſallſt mal ſehn! Und denn — und denn —"

Sie ſprang in die Höhe, ſchlug in die Hände und ſchrie: „To'n Dodtlachen!"

Der Kranke zuckte die Achſeln, murrte, lachte höhniſch, indes ſeine Augen naß wurden. Zuletzt ergab er ſich: „Na, denn man to, Phitje! Aber ick glöw 't man noch nich! Buten, ſeggſt Du? Wo anner Lüd ſünd? Wo dat grön is?"

Und Louis mußte grabbeln, und er grabbelte diesmal ganz ordentlich, und schon am anderen Tage trug Benig Buhk den Junggesellen mit Ohrtens Hülfe hinunter in den Hof, wo der Fahrstuhl stand, und es liefen wieder einmal die Leute zusammen, um zu sehen, was in dem merkwürdigen Hof vor sich ging. Und es kam sogar ein Reporter, um die Geschichte mit anzusehen und seinen Lesern zu erzählen von Bernhard, dem armen Lahmen, der seit neun Jahren von den Nachbaren gespeist, getränkt, gekleidet, gepflegt wird, und nun heute, wie ein großer Herr, unter dem Jubel der Kinder, in seinem bequemen neuen Gefährt lag und mit unsäglicher Freude in den eingesunkenen Augen das Wunder des blauen Himmels über sich anstaunte.

* * *

Benig Buhk hatte es sehr vorsichtig und nett gemacht, das Hinuntertragen. „Wie ein gelernter Krankenwärter," sagte Fräulein Soltwedel, die ihm einige Anleitungen gegeben hatte.

Gidionsen war nämlich fort. Ganz plötzlich war Gidionsen, der Wirth zum Quesenkeller, davongegangen und hatte seine Frau und fünf Kinder im Stich gelassen. Und mit ihm fort war Elsa, die ihren Bräutigam, Fritz Hey, hatte sitzen lassen.

Die Aufregung über dieſe Neuigkeit war ſehr groß, denn Madam Gidionſen war mit ihren fünf Kindern in ſehr ſchwieriger Lage, und Louis mußte viel und oft grabbeln, ehe die ſtetig rieſelnde Thränenfluth und die Windsbraut der Schimpfreden im Queſenkeller ſich einigermaßen beruhigten. Ohrten war zuerſt auch ganz „erboſt“ geweſen; ſie hatte Elſe derartiges nicht zugetraut. Aber bald war ihr die Geſchichte ganz verſtändlich.

„Mit de Leew is nich to ſpaßen,“ ſagte ſie zu Madam Gidionſen, die weinend ab und zu ging, mit den ſchreienden Kindern an ihren Rockfalten, indes Fritz Hey, der verlaſſene Bräutigam, im Queſenkeller vor einem ausgetrunkenen „Grünen“ ſaß, den Kopf auf dem Tiſch in wortloſer Verwunderung.

„Lat ehr gahn, ſchimpen helpt je nichs. Dat is de Leew weſt, Fritz Hey! He harr je ook den Baß, un Elſe, wat unſ' Elſe is, de harr dat ook mit 't Theater — dar könt Se ſick je ook nich mit verglieken, Madam Gidionſen.“

Aber Madam Gidionſen fuhr fort, zu ſchimpfen und zu weinen, bis Louis ein paar neue Griffe in die Geldkiſte gethan hatte.

Doch mußte Ohrten viele Angriffe erdulden, keine der Frauen konnte es begreifen, daß ſie ein gutes Wort für Elſe einlegte. Wiſchen Buhk fragte

zuletzt geradezu und peinlich spitzig, was denn sie, Ohrten, davon verstehe?

„Ick?“ sagte Ohrten, — „ja, dat seggen Se woll, Madam Buhk, aber ick glöw, ick verstah dar noch teemlich veel vun! Glöwen Se, ick kunn mi nich mehr verleeben, Madam Buhk? Ach, Madam Buhk, wat duerst Du mi! To 'n Dodtlachen, nich Kinners?“

Und dann war es doch wieder so, daß Ohrten die anderen herumkriegte. Benig Buhk war der erste. Sehr nachdenklich hörte er Phitjes Worte, und dann fing auch er an, Gidionsen zu vertheidigen. Nur daß Madam Buhk ihm sofort derartig unsanft über den Mund fuhr, daß er verstummte. Aber nachdenklich blieb er, und Augen machte er — Phitje Ohrten bekam ordentlich Herzklopfen, sobald sie ihn anguckte.

* * *

Wenn sie ihn aber nicht anguckte, wenn sie nur an ihn dachte, dann war die Sache eigentlich noch ärger. Dann sprach sie mit ihm so, als ob sie seine Frau wäre und nicht Wischen Buhk, die nichts konnte, als ihn herumschicken und vor anderen Leuten schlecht machen. Nein, wenn er sie bekam, Phitje Ohrten, dann sollte er es noch gut haben in der Welt und Wagen und Pferd kriegen für

das Waschgeschäft, daß er doch nicht immer selbst mit der Karre los mußte in dem nassen spritzenden Schmutz der Straße. Und die beiden Jungen sollten gewiß keine Stiefmutter an ihr haben; sie waren ja jetzt schon zutraulicher gegen sie als gegen Madam Buhk! Mit was für einem Hurra war Bertram von Hause weg und auf das Technikum gegangen.

„Du wolltst je, Mutter, ich sollt 'n Schornsteinfeger werden," hatte er noch beim Weggehen vor allen Leuten gesagt, so recht vorwurfsvoll mit großen Augen. Und dann hatte Bertram sich zu Phitje umgewendet und ihr die Hand geschüttelt und gerufen:

„Auf Wiedersehen als fertiger Mechaniker."

Das war Bertram. Na, und der kleine Louis? Wie grabbelte der so getreulich zu allen Zeiten, wo sie es verlangte! Nee, die Jungens waren gut, und Wischen Buhk sollte das wohl noch gewahr werden, was das hieß: „Min Mann will nichs mehr von mi weeten," wie Madam Gidionsen jedem neuen Gast kummervoll erzählte.

Freilich, wenn Phitje Ohrten so weit gedacht hatte, dann wurde es ihr auf einmal ungemüthlich, und ihr Kopf wurde heiß und roth, und sie machte sich schnell etwas recht Schweres zu thun, damit sie Madam Buhks verzweifeltes Gesicht nicht sähe,

das ihr plötzlich auftauchte, besonders Nachts in ihrer neuen Stube, wo sie noch gar nicht zu Hause war.

Aber trotzdem wartete sie den ganzen Tag, daß Benig Buhk nun endlich damit herauskäme und es ihr sagte. Sie wartete in der Waschküche, eingehüllt in den häßlichen nassen Seifenqualm, daß er plötzlich an die Thür käme und sie hinaufriefe; sie saß abends auf dem kleinen Haartuchsopha allein zwischen den zwei Kommoden mit den großen künstlichen Blumensträußen unter den Glasstürzen und starrte die Thür an, ehe sie zu Bett ging.

„Kamen deiht dat, und kamen ward dat!“ sagte sie sich entschlossen, „dat is nich to ännern, Madam Buhk, mit de Leew is nich to spaßen.“

Und richtig — sie war gerade ganz allein in der Waschküche, da kam Benig Buhk herein und machte die Thür hinter sich zu. Es war aber kurz vor dem Lichtanstecken.

„Phitje,“ sagte er mit einem tiefen Seufzer, „hebben Se 'n Ogenblick Tied? Man 'n ganzen lütten Ogenblick?“

„Achhott, achhott! Wat hew ick mi verschraken!“ sagte Phitje. Sie fächelte sich mit einem nassen Strumpf, daß die Tropfen weit herumspritzten.

„Se is utgahn!“ stotterte Benig Buhk, einen zweiten tiefen Seufzer hervorziehend, „un ick —

ick wull Di man ſeggen, Phitje, ick holl' dat nu nich lang' mehr ut. Aber Du büſt 'n goode Deern, 'n goode Deern!"

Er ſuchte mit den Armen nach Phitje, und ſie bemerkte dabei, daß er nicht ganz feſt ſtand, und daß ein ſtarker Schnapsgeruch von ihm ausging. Das war früher nie vorgekommen, am wenigſten Wochentags. „He hett ſick woll Moot to düt Werk maken wullt," dachte Phitje. „Hew ick em erſt, denn warr' ick em dat gau wedder afwenn'n" (abgewöhnen).

Ohrten trocknete ſich aufgeregt die Hände an ihrer Schürze, aber die Schürze war auch naß, und ſo rieb ſie gedankenlos fort und fort.

„Phitje, verſpreek mi dat, min ole goode Seel'!" machte Benig Buhk in weinerlichem Ton, „verlaat mi nich! Verſpreek mi dat."

„Kinners! Kinners!" ſeufzte Phitje erſchüttert, „mußt je nich weenen, Benig Buhk, ick bün Di je good, ick kann je nich anners!" Und nun hielt ſie ſich die naſſe Schürze an die Augen.

Benig Buhk umfaßte ſie zärtlich: „Min goode, goode Seel'! Aber ick hew dat wußt! Phitje Ohrten, ſegg ick to ehr, Phitje Ohrten, dat is 'n goode ole Seel', de lett uns nich in de Patſch', de ſteiht uns bi, ſegg ick."

Phitje Ohrten fühlte plötzlich kaltes Waſſer an

sich herunter laufen; sie machte sich gerade, schob Benigs Arm von ihrem Rücken und sagte:

„Wat seggen Se?"

Aber so schnell ließ der sich nicht abweisen. Er rückte wieder heran. „Phitje Ohrten seggt, mit de Leew is nich to spaßen!" machte er gluckſend und undeutlich. „Gah hen, segg ick, min söte Bertha, segg ick, un bitt' ehr, dat Louis for Di wat Orrentliches rutgrabbeln deiht, denn doh' ick dat, segg ick, denn gahn wi heidi, segg ick, denn geiht de Leew mi bet öbern Hals und Kopp, segg ick, denn stah ick vor nichs, segg ick!"

Ohrten verstand nicht und verstand doch; sie wußte ganz genau, daß Benig Buhk eine ganz andere im Kopf hatte, als sie selbst, und mit dieser erkältenden, ernüchternden Erkenntniß wurden ihre Augen plötzlich ganz hell. Sie sieht auf einmal, daß Benig Buhk auf Abwegen begriffen ist; sie sieht, daß er etwas ganz Unrechtes, ganz Schlechtes im Sinne hat; sie erkennt deutlich, daß es durch nichts zu rechtfertigen ist, wenn ein Mann seine Frau und Kinder im Stich läßt, um mit einer anderen davon zu gehen!

Ganz würdig wurde sie, ganz ernsthaft auf einmal, unkenntlich fast.

„Herr Buhk!" sagte sie und trat drei Schritte rückwärts, „Se hebben een sitten (einen Rausch)

hüt abend, sünst wurrn Se so nich reden! Wat seggen Se? Heidi gahn mit 'n frömde Deern un Ehr langjährige Fro, Ehr Wischen, besitten laten? Und Ehren Bertram, de nu all op Scholen is und Ehren Louis un Ehr goodes Geschäft? Und to so 'n Schelmenstückschen sall ick de Hand beeden, un Ehren eignen lütten Jung, denken Se, sall dat Geld for dat Schelmenstückschen rutgrabbeln? Ach, Mannslüd'! Mannslüd'!"

Sie ging noch weiter rückwärts, unter beständigem Kopfschütteln. Alles sah sie vor sich, Madam Buhks weinendes Schelten, ihre Verlassenheit, das unvernünftige Lachen der Nachbarn.

„Versünnigen Se sick nich, Herr Buhk," sagte sie mit ernstfester, freundlicher Stimme, „ick will Se helpen bi allens, wat recht is, und wat ehrlichen Kram heeten deiht, aber dat is Sluderkram, Herr Buhk, dat kann ick nich lieden!"

Benig Buhk starrte sie ängstlich an, so entschieden sprach sie, so sicher stemmte sie die Arme in die Hüften. Ihr Gesicht verschwand ihm in der Abenddämmerung, aber eine große „Benautheit" hatte ihn überkommen.

„Achhott, Phitje Ohrten, Si man nich bös'," murmelte er, „ick kenn' Di je gor nich hüt abend! So 'n ole vergnäugte Seel', un hüt sünd Se gor nich good opleggt. Denn will ick man 'n anner-

mal wedder kamen, denn, dat hebben Se je ook seggt, — mit de Leew —"

Phitje trat ihm wieder näher, ihr Holzpantoffel klapperte auf den nassen Klinkern. Ihre angenommene Ruhe verließ sie.

„Ick hew mi dull verschraken, mi is gor nich good!" klagte sie. „Un hüt mutt dat utmakt warr'n, in düsse Minut' möten Se mi dat toswören, dat Se bi Ehre Fro un Kinner bliewt, un de ol' dumme Deern, de Bertha, de find' woll ook 'n annern. Kieken Se, Benig Buhk," sagte sie zutraulich, „Se sünd to old, so 'n Stückschen uttoföhren, Se sünd je all in min Oeller! Bliewen Se man hier, Benig Buhk!"

„Aber de Gidionsen" — begann Buhk mürrisch.

„Ach, de Gidionsen, dat 's 'n Windbüdel, de lat man loopen! Un hewt Se nich sehn? Sin Fro is je to bedueren!" Phitje sah plötzlich ein, daß Madam Gidionsen zu bedauern war, und die Rührung und das Mitleid brachten Thränen in ihre Augen. Sie wischte mit der Schürze.

„Phitje, mußt nich!" sagte Benig Buhk, und auch er ward gerührt, und je mehr Phitje sagte, desto gerührter ward er.

„Kieken Se," hob sie in ermahnendem Tone an, „ick hew dacht, wenn Se nu so Peerd und Wagen harrn to'n Geschäft; — 'n lütt nettes

brunes Peerd, de brunen mag ick so gern lieden, und 'n netten Wagen mit gröne Räders, ick weet nich, dat süht denn so nüdlich ut. Und Louis fahrt denn ook mit to de Kunnen und holt dat smutzige Tüg rut, denn Se möten natürlich bi Ehr Peerd blieben —"

Und Phitje Ohrten sprach und sprach und vergaß dabei sich selber und ihre große Enttäuschung. Das Ende vom Liede war, daß Benig Buhk ihr in die Hand versprechen mußte, bei seiner Frau zu bleiben und dafür Wagen und Pferd zu bekommen. Es dauerte nicht sehr lange, bis es ihm aufdämmerte, daß solcher Tausch ungemein vortheilhaft und ersprießlich sei. Was sollte er mit Bertha anfangen, wenn Phitje ihm kein Geld gab? Seine rechte Hand war nun doch einmal in der Maschine zerquetscht worden, und einen Baß wie Gidionsen hatte er auch nicht.

„Aber an Wischen seggst Du nichs nah," hatte er gebeten, „man jo und jo nichs seggen! Denn sät' ick tiedlebens in de Patsch'!" Und Phitje hatte es fest versprochen, die Geschichte für sich zu behalten, wenn nur auch Bertha schwiege. — — —

Phitje war nach dem Gespräch ziemlich still geworden; sie dachte in den folgenden Tagen viel über ihr Alter nach und sogar über ihren Tod. Sie ging auf den Kirchhof und ließ den Stein und

den Lebensbaum ſetzen für den kleinen taubſtummen Karl, und der Todtengräber verſprach ihr ganz gewiß, daß der Morgenſtern durch den Baum blinken ſollte, denn darauf hielt ſie ſehr. Sie wanderte in den Alleen zwiſchen den Gräbern auf und nieder, las die Inſchriften auf den Kreuzen und Denkſteinen und freute ſich über die vielen Blumen, die da wucherten und blühten.

Aber lange konnte Phitje Ohrten das nicht aushalten; der ſtille Todesgarten war kein Platz für ſie. Sie ſehnte ſich nach ihrer Arbeit, ſie ſehnte ſich nach den Buhks, und ſie wollte ſo gern Bertha los werden. Sie mochte ſie jetzt nicht mehr leiden, und ſie dachte, ſie wollte Louis für ſie grabbeln laſſen, und dann könnte Bertha ſich mit Fritz Hey verheirathen, der immer noch jeden Tag in dem Queſenkeller mit dem Kopf auf dem Tiſch ſaß.

Aber als Phitje ganz erwartungsvoll in den Hof im Stubbenhuk kam, gab es unerwartete Neuigkeiten. Bertha war nämlich doch weggelaufen, aber nicht mit Benig Buhk, ſondern mit einem Schneider, den ſie alle nicht kannten und der ſeine Frau und zwei Kinder ohne Geld verlaſſen hatte. Sie waren ſchon auf dem Weg nach Amerika. Fritz Hey aber ſollte ſich mit Madam Gidionſen verheirathen. Es hatte ſich ganz ſchnell gemacht. Und Madam Gidionſen ſchalt nicht mehr und

weinte nicht mehr, sondern war ganz zufrieden, und Fritz Hey lag nicht mehr mit dem Kopf auf dem Tisch, sondern ging ganz aufrecht und nett herum und stellte den Wirth im Quesenkeller vor, wie es sich gehörte. Natürlich mußte Louis für das glückliche Paar einen guten Griff in die Geldkiste thun. Ohrten gewann ihre ganze Lustigkeit wieder beim Hören der überraschenden Nachrichten, und sie rief aus Leibeskräften:

„To'n Dodtlachen, nich, Wischen? to'n Dodtlachen, nich Herr Buhk?" Wischen lachte dann auf ihre gewohnte süßsäuerliche Weise, aber Benig kratzte sich hinterm Ohr. Sogar roth wurde er und machte Schafsaugen, während er das Pferd ausspannte, und dann murrte er vor sich hin. Mit Fritz Hey und Madam Gidionsen — na warum nicht, dagegen habe er gar nichts, aber Bertha — mit der sollten sie ihm nur los gehn, das wäre wohl schön, wenn das jetzt hier Mode würde, daß die Mädchen die verheiratheten Männer abspenstig machten, und nachher hätte so eine arme Frau nichts zu essen! Die Schneidersfrau wäre ihm heute quer über 'n Weg gelaufen, sein Pferd wäre beinah scheu geworden, so hätte sie „an 'n Tag gegeben." Nun käme sie heute Nachmittag her, sie müßte Phitje „nothwendig was sagen," und Phitje könnte ja denn sehen, ob sie wollte oder

nicht wollte, aber daß Phitje dieſe „ſtürloſe Deern," dieſen „wehligen Strick" von Bertha in Schutz nehmen könnte, das wäre wohl unbegreiflich! Bloß, daß die Frauensleute immer ihr Vergnügen daran hätten, wenn ſie einen 'Mann recht in die Patſch' ſetzen könnten! Und zuletzt wollte er noch gar auf Phitje losfahren, denn ſie hätte ihn eben ſo „ſpietſch" (höhniſch) angeguckt, ſagte er.

Aber nun ſah Phitje Ohrten ihn ganz klar und ruhig an.

„Se hebben recht," ſagte ſie, ſehr ruhig, „de Snieder döggt nichs. So 'n Mann, de Fro un Kinner verlaten deiht, dat 's 'n leegen Gaſt. Ick bün man tofreden, dat he nich ook ut düſſen Hoff is, wie hewt ſe all 'nog hatt an Gidionſen." Phitje klopfte das Pferd, während Benig Buhk es abrieb. „Is he wacker? He ward ook noch danniger (ſtärker) warrn, wenn he good hollen ward." — —

„Du büſt nich recht klook," ſagte Madam Buhk nachher zu ihrem Manne, „nu hett ſe de Sniedersfro ook all op den Hals; und wonehm bliew ick?"

„Büſt noch nich tofreden?" fragte Benig Buhk, „wi hewt nu Peerd un Wagen — —"

„Peerd un Wagen heſt Du! Wat hew ick davon? För ewige Tieden in den ollen Hoff to ſitten — dat 's doch dumm Tüg! Buten Damm-

dor op den Schlump (Straßenname), dar giwt dat Hüſer 'nog. Mußt ehr dat bi de nächſte Gelegenheit ſeggen."

„Dat ſegg Du man ſülwſt, Wiſchen," brummte der Mann, „dat is mi woll 'n beten to utverſchamt."

* * *

Phitje hatte eine große Freude. Es kam ein Brief an ſie. In ihrem Leben hatte ſie wenig Briefe bekommen, bis auf die letzte Zeit; da regnete es nur ſo von Zuſchriften, aber ſie waren alle überein! Es war ganz ſonderbar, daß eigentlich alle Leute Geld brauchten, ſelbſt ſolche, die gar nicht danach ausſahen! Es war ganz ſonderbar, daß alle dieſe auf den Augenblick gewartet zu haben ſchienen, da Phitje Ohrten 125000 Mark gewann; — es ſchien ihr ſelber oft, daß die Geſchichte mit dem Onkel Theodor und dem goldenen Topf aus dem goldenen Schiff nicht nur ihr ſelbſt, ſondern noch ſehr vielen anderen Leuten bekannt geweſen. Wie hätten ſie ſonſt ſo kopflos ſein und ſich auf allerlei Pläne, Unternehmungen, Käufe einlaſſen können, ohne das Geld dafür zu beſitzen!

„De hewt all op mi luert, op mi un min gollenen Putt!" lachte Phitje verwundert und geſchmeichelt, und Louis mußte kommen und grabbeln,

mit einer Hand, mit zwei Händen, mehr als einmal — je nachdem der Bittsteller Ohrten gefiel.

Aber der heutige Brief war etwas ganz anderes. Er kam von Bertram aus Eckernförde und war an Phitje, nicht an seine Eltern gerichtet, und die Ueberschrift lautete:

„Theuere Wohlthäterin!“ Dieser Anfang war schon so schön, wärmte so das Herz, daß Ohrten die Thränen in die Augen kamen. Aber was dann folgte, war noch viel schöner. Da stand:

„Es würde mich sehr freuen, wenn Sie die Güte hätten, hochachtbare theure Wohlthäterin, und mir einen Gruß zuschicken thäten, den Sie mit Ihren ehrwürdigen Händen mir zuschicken thäten. Also wären Sie so freundlich und schickten mir auch einmal einen Brief zu. Mögen Sie die Ausdrücke Ihrer Hochachtung aufs unendlichste schließen!

Mit Hochachtung und ewiger Dankbarkeit verharre ich als

Ihr geliebter Bertram,
ehemals Schornsteinfeger.“

Phitje ging mit dem Brief von Thür zu Thür. Am meisten freute sich mit ihr der Junggeselle. Er fühlte sich viel besser, seit er den Fahrstuhl hatte. Er konnte den Morgen kaum erwarten, um zu sehen, was das Wetter sagen würde. Er zitterte

in seinem Bett, bis Benig Buhk kam und ihn mit Ohrtens Hülfe hinunter trug. Als er Bertrams Brief hörte, glänzten seine Augen, und still auf dem Rücken liegend, wiederholte er mit anerkennender Stimme den Satz: „Mögen Sie die Ausdrücke Ihrer Hochachtung aufs unendlichste schließen."

* * *

Und dann, eines Tages, war der Hausmakler da, um Ohrten zu sprechen. Sie mußte in ihre Stube gehen zu den künstlichen Blumen unter den Glasglocken, denn dies war eine wichtige Geschäftsangelegenheit, sagte Madam Buhk, und in der Waschküche konnte so etwas nicht abgemacht werden.

Man konnte den Herrn auch nicht in die Waschküche bitten, er war ja so fein in dem hellen Sommeranzug.

Aber natürlich konnte man Phitje auch nicht zumuthen, über diese wichtige und schwierige Geschäftsangelegenheit allein mit dem Makler zu sprechen. Wischen verstand doch etwas mehr, sie hatte doch immer die Rechnungen geschrieben. So gingen denn Wischen und Benig Buhk mit in die Stube, und den kleinen Louis hatten sie auch mit hineingenommen, für alle Fälle.

Die Sache war nämlich, daß der Hausmakler ein „Erbe" gesehen hatte, das ganz ausgezeichnet

für Madam Ohrten paßte, falls Madam Ohrten ihre Wäscherei von nun an in großem Stil betreiben wollte.

„Ick hew gor keen Wäscheree," sagte Phitje freundlich, aber bestimmt; „ick bün hier bi Buhks in Deenst." Der Hausmaklet räusperte sich und blickte die zwei Buhks an.

„Ach, Phitje!" rief Madam Buhk laut und leutselig auflachend, „wat tüderst Du! In 'n Deenst büst Du all lang nich mehr, Du büst Kind in 't Hus, dat büst Du! Hew ick nich recht?" wandte sie sich an ihren Mann.

„Jewoll! Jewoll!" nickte Benig, „dar hew ick all lang nich mehr an dacht'."

Ja, sagte der Hausmakler, das Wäschereierbe wäre wirklich sehr schön, an der Alster gelegen, fließendes Wasser, große Bleiche, solides Haus, Brandmauern, — Madam Ohrten könnte und sollte sich das doch mal ansehen, es wäre doch schade, wenn ihr das entginge.

„Dat segg ich ook!" fiel Madam Buhk eifrig ein. „Ansehn kost' nichs; je, is es nich wahr, mein wertheste Herr?"

Und als Phitje noch zögerte, wandte sie sich lebhaft an ihren Mann.

„Herrjes, Mann, denn können wir das je man mal zuerst besehn, wir wissen das je gut, was für

Phitje paßt. Und so 'n großen Stil, mein wertheste Herr, könnte Phitje je nu auch machen, denn — Gott sei Dank — sie hat das je dazu; je, is es nich wahr, Phitje?"

Und nun begann wieder der Hausmakler, und mit liebevoller Rührung schilderte er das schöne Erbe, die bequeme Zufahrt, die herrliche Lage, die Möglichkeit, das Geschäft zu erweitern und zu nie geahntem Aufschwunge zu bringen.

Als er diese Worte von dem „nie geahnten Aufschwung" sprach, wurde auch Ohrten ergriffen. Sie zog die Augenbrauen in die Höhe, und ihre hellen grauen Augen waren ganz Bewunderung.

„Je, denn wölt wi da mal hengahn," sagte sie näher rückend, „denn kann dat je sin, dat mi dat so passen deiht."

„Und denn — in dem slimmsten Falle könnten wir ihr je nehmen," drängte Wischen mit auffordernden Püffen in Benig Buhks ihr zugekehrte Seite. „Das könnt' je auf unsern Namen geschrieben werden, daß Phitje da kein' Unruhe von hätte un kein Lauferei un Geschäftssorgen. Bloß den Niezнutzung harrst Du denn, Phitje! Hest hört? Den Niezнutzung un keine Sorgen — das wär' denn mal schön, nich, mein wertheste Herr? Meinen Sie nich auch?"

Ja, der Hausmakler meinte es auch, und die Farben seiner Schilderung wurden immer grüner.

Phitje horchte wie auf ein Märchen, dann ſagte ſie plötzlich:

„Achhott, nee — wenn ick denn mit Gewalt ut Hamborg rut ſall, denn will ick ganz wat anners! Den much' (möchte) ick woll ſo 'n lütt Sweizerhus hebben mit 'n Gallderie rundum un 'n lütten Goren mit Roſen! Wenn Se vielliicht ſo 'n lütt Sweizerhus harrn — dat much ick woll hebben."

Die Buhks kehrten einander zwei lange Geſichter zu, doch der Hausmakler ſchlug vor Freude auf den Tiſch, aber nur ganz zart mit den Fingerknöcheln, wie es ſich für einen gebildeten Hausmakler ziemt. Er war ja entzückt! Er hatte ja etwas ſo vollſtändig Entſprechendes! Das Haus, das er im Sinne hatte, war ja ſo wie für Madam Ohrten geboren! Die Galerie und der Garten mit den Roſen — alles in ſchönſter Vollkommenheit! Und er zog ſogar mit haſtiger Begeiſterung ſeine dicke Briefta ſche hervor und entnahm ihr eine Photographie, das Bild einer kleinen, ganz mit Wein berankten Villa mit Säulchen, und auf den Säulen ſtanden ſogar „Puppen", auf die er ganz beſonders aufmerkſam machte. Ohrten lachte in einer ahnungsvollen Seligkeit, die ſie einem Kinde ähnlich machte.

„Ach nee, wo fein! Wiſchen, kiek mal, wo dat

nüdlich utſüht." Aber Wiſchen war für dem „Rejellen" (Reelles), und ſie kämpfte einen ſchweren Kampf. Wenn ſie Phitje erzürnte, dann —.

Endlich kam ein rettender Gedanke, der allereinfachſte Gedanke! „Wi könt dat je ook köpen! Phitje treckt in dat Sweizerhus, un wi kriegt de Wäſcheree mit den groten Stil. Is nich wahr, mein wertheſte Herr? Klook ſall leben! Phitje heſt hört? Wat ſeggſt Du, Phitje?"

Phitje ſagte ja! Phitje war allmählich ganz in Aufregung gerathen. Ihre Backen brannten, als ob ſie getrunken hätte, und ſie ſchlug auch auf den Tiſch, aber nicht nur mit den Fingerknöcheln! Die Dielen der Stube ſurrten, wie ſie auf den Tiſch klopfte und ſchrie:

„To'n Dodtlachen! To'n Dodtlachen."

„Un denn wollen wir dem Geſchäft ſo bald wie möglich in Angriff nehmen," eiferte Wiſchen. „Wat meenſt Du, Phitje, wullt Du nich Louis hebben?"

„Louis, komm her! Min ſöte Jung, kumm her! Nu geiht 'wedder an 't Grabbeln!" ſchrie Ohrten, ihr großes weißes Taſchentuch herausziehend, „ick mak' Di to 'n Blindekoh, und denn mal los!"

Der Hausmakler ſetzte ſeinen Kneifer auf, wider ſeinen Willen nahm ſein patentes Geſicht den allgemeinen Ausdruck der Spannung an, der

auf den Gesichtern der anderen herrschte. Im Fluge überschlug er die ihm winkende Maklercourtage, wenn es ihm gelang, alle beide Grundstücke an diese ausgezeichneten Käufer loszuwerden. Sein Schnurrbart bebte nervös.

„Rechte Hand un linke Hand! Un denn noch mal, un denn noch mal! Un ook Papieren, Louis!“ lachte Ohrten.

Der Kleine stolperte mit den verbundenen Augen an die Kiste, steckte den Schlüssel ins Schloß, grabbelte lange und kam mit zwei Händen voll wieder hervor.

„Hier! Hier! Hier!“ Ohrten hielt ihre Schürze auf. Es klirrte ein ganz klein bißchen aus der kleinen Knabenfaust, dann kamen Papiere darüber, von der linken Hand vorsichtig geworfen.

„Mehr!“ schrie Wischen und drehte ihren Jungen wie einen Kreisel herum. „Dumme Jung, Du hest je nich deep grabbelt! Griep orrentlich to, Du Mulaap, as Phitje Di seggt hett!“ Sie sprang auf.

Gehorsam beugte sich der Kleine wieder über die Kiste am Boden, er kam gar nicht wieder in die Höhe. Und dann schallte eine Stimme dumpf und verwunderungsvoll von unten herauf:

„De Kist' is leddig!“

* * *

Sechs Wochen hatte Phitje Ohrtens Glück gewährt. In sechs Wochen war die geldgefüllte Kiste leer geworden!

Madam Buhk lag an jenem Morgen eine Stunde lang in Ohnmacht, und dann schrie sie, jemand habe das Geld, das unbegreiflich viele Geld gestohlen, und dann weinte sie so naß, so naß — der ganze Hof ward davon überschwemmt.

Benig Buhk ging blöd und „verbast" umher, als sei ihm der Kopf eingeschlagen; manchmal stimmte er seiner Frau zu, daß das Geld gestohlen sein müsse, manchmal half er ihr ein bißchen weinen, so für eine Viertelstunde.

Wie eine Unglücksstätte war das Haus. Alle Nachbarn liefen ohne Anklopfen hinein, und niemand machte hinter sich die Thüren zu; sie guckten in die Kiste, deren Deckel zurückgeschlagen war, sie steckten sogar die Finger hinein, um die Ecken noch schärfer zu prüfen als mit den Augen.

Als einer auf dem Fußboden ein Zehnpfennigstück fand, stieß er ein Freudengeschrei aus, als ob er einen Brillanten gefunden habe. Und dann fragten zuletzt ein paar Stimmen nach Phitje Ohrten, nach der armen unglücklichen Phitje Ohrten.

„Wat hett se seggt? Wat hett se an' Dag geben?"

Wischen wußte es nicht, die war sofort in

Ohnmacht gefallen, in „Amidam," sagten die Nachbarinnen spöttisch. Benig wußte es auch nicht, der hatte den Hausmakler besänftigen müssen, der sich ungemein ärgerlich über „dummes Zumnarrenhalten und verlorene Geschäftszeit" geäußert hatte, während er davon ging.

Nur klein Louis wußte es. Nur klein Louis hatte gehört, wie Phitje nach einiger Zeit, während seine Mutter in Ohnmacht lag und der Hausmakler schimpfte, ruhig aufgestanden war und gesagt hatte:

„Na, — denn wölt wi man wedder waschen."

Und nun stand sie unten in der Waschküche und seifte und rieb fürchterlich. Und peitschte auf das Wasser, daß es im Schaum emporgischte, und schleuderte die nassen Stücke herum, daß der Regen sprühte.

„Na, Phitje," machten die Nachbarn vorsichtig, „wat seggst nu?"

Phitje kehrte sich flink um. „Wat ick segg? Gor nichs segg ick!" Sie winkte mit der nassen Hand. „Kinners, hüt abend is de „Stern von St. Pauli" zu sehn! Und düsse Stern is unse Else. Kinners, weet ji wat? Ick hew noch finfuntwintig Mark, hüt abend gahn wi mit alle Mann nah den „Stern von St. Pauli"!"

* * *

Die Papiere, die sich in der Kiste noch gefunden, waren nämlich nur Einwickelpapiere und Verzeichnisse gewesen.

Aber Phitje hat die silberne Dose mit Herrn Cohns Porträt, und da sie ihr jetzt zu schade zur Schnupftabaksdose ist, so hat sie Bertrams Brief hineingelegt. Sie weiß ihn ja doch auswendig.

Und wenn ihr manchmal die Arbeit ein bißchen saurer vorkommt als vorher, dann ermuntert und belehrt sie sich selbst:

„Denkst denn, din gollene Putt wurr ewig duern? Dat kunn woll nich angahn! Da luerten all-to veel Lüd op, veel to veel Lüd!“

Und dann sieht sie bei Soltwedels und überall im Hof die netten neuen Gardinen, und Benig Buhk schreit „hüh!“ und der Braune kommt, und der Junggeselle freut sich so über den Wall am Dammthor, den hatte er ja noch nie gesehen, und der „Stern von St. Pauli“ singt wirklich schön, und der erste Abend im Hof mit den Fahnen und Lichtern — und „mögen Sie die Ausdrücke Ihrer Hochachtung aufs unendlichste schließen,“ murmelt Phitje vor sich hin, und sie ist ganz zufrieden — vollständig zufrieden.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Inhalt.

	Seite
Ein Erlebniß	1
Der verdorrte Quell	39
Sauserſonntag	73
Heimweh	115
Vaterrecht	193
Phitje Ohrtens Glück	235

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel
Berlin W. 35.

Achleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 2. Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Das Hennendirndl. Roman von Kiemsee. 1907. 8° Eleg. geb. 5.—

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Exzellenz Pokrok. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Ein gekaufter Mann. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Tugendloses Gestein. Eine Gewerksnovelle aus Steiermark. 1906. 8°. Eleg geb. 4.—

— Sport bei Hof. Roman. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Arminius, Wilhelm. Frauenkämpfe. Ein Novellenbuch. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Stieß-Kandidat, Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens. 1908. 8°. Zwei Bände. Eleg. geb. 8.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

— John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. In Halbfranz geb. 9.—

Blum, Hans. Volkstümliche geschichtliche Vorträge. 1904. 8°. Eleg. geb. 7.—

Briefe, die ihn nicht erreichten. 81. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Zweite Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Coch, Anna. Auf steiniger Erde. Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 3.—

Deledda, Grazia. Der Efeu. Sardinischer Dorfroman. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Der Tag Anderer. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten". 1905. 8°. 21.—25. Aufl. Eleg. geb. 5.—

Duncker, Dora. Die heilige Frau. Berliner Theaterroman. 1905. 8°. Zweite Auflage. Eleg. geb. 5.—

— Die Graue Gasse. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Jugend. Novellen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Maria Magdalena. Roman. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Agave. 2. Aufl. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Aphorismen. Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Rittmeister Brand. Erzählung. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Dorf- und Schloßgeschichten. Achte Aufl. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Vierte Aufl. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Neue Erzählungen. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Das Gemeindekind. Erzählung. Elfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Glaubenslos? Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—

— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 7. Aufl. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Die unbesiegbare Macht. Zwei Erzählungen. Dritte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Das Schädliche. Die Totenwacht. Zweite Aufl. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Gesammelte Schriften. Neun Bände. 8°. In 9 Bde. eleg. geb. 40.50

— Alte Schule. Erzählungen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—

— Unsühnbar. Erzählung. 8. Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Zwei Komteſſen. Achte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Ein Buch für die Jugend. Aus meinen Schriften. Zweite Auflage. 1908. 8°. Geb. 1.—

Federn, Karl. Neun Eſſays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Roſa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fiſcher, E. L., Überphiloſophie. Ein Verſuch, die bisherigen Hauptgegenſätze der Philoſophie in einer höheren Einheit zu vermitteln. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Großgeiſt das höchſte Menſchenideal. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilſe. Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Auf der Sonnenſeite. Novellen, Erzählungen und Skizzen. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bitterſüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!" Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Geſichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Erich Hetebrink. Hamburger Roman. Zwei Bände. 1907. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 2. Aufl. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Viſcher-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Viſcher's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrloſe. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwiſchen Elbe und Alſter. Hamburger Novellen. Vierte Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Waſſer und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frommel, Otto. Neue Deutſche Dichter in ihrer religiöſen Stellung. Acht Aufſätze. 1902. gr. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Poeſie des Evangeliums Jeſu. Ein Verſuch. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frommel, Otto. Novellen und Märchen. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Theobald Hüglin. Roman aus Schwaben. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

Garbe, Richard. Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50
— Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. 8°. Eleg. geb. 7.—

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—

Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Glaser, Marie von. Ihr Leid und sie . . . . Novellen und Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Gottschalk, Hermann. Onkel Erasmus. Eine Börsengeschichte. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
— Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Aufl. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—
— Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug. 1907. gr. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Reise in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ring und Stab. Zwei Erzählungen. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Vom Markte der Liebe. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Sechste Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—

Höcker, Paul Oskar. Dodi. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Fünfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

Hoffmann, Hans. Der Hexenprediger und andere Novellen. 3. Auflage. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Im Lande der Phäaken. Novellen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Der eiserne Rittmeister. Roman. 3. Aufl. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—
— Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.
— Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 2. Auflage. 1906. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 15.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Karin von Schweden. 20. Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— König Friedrich. Geschichtlicher Roman. Drei Bände. 1908. 8°. Eleg. geb. 13.—

Koch, Hanns, Aus alten Sylter Tagen. Zeitgeschichtliche Streifzüge. 1908. 8°. Kart. 2.—

Krokisius, Theodor. Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870—71. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Ladendorf, Otto. Hans Hoffmann. Sein Lebensgang und seine Werke. Mit einem Bilde Hans Hoffmanns. gr. 8°. 1908. Eleg. geb. 6.—

Lent, Gertrud. St. Quirein in den Wiesen. Novelle. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Charon's Nachen. Roman. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

Marti, Fritz. Die Schule der Leidenschaft. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. 4. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

Meinhardt, Adalbert. Mädchen und Frauen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Stilleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glücksuchende Menschen. Erzählungen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Meyerheim, Paul. Adolf von Menzel. Erinnerungen. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. 1906. 8°. In Originalband 6.—

Pierson, William. Preußische Geschichte. Neunte, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1906. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13.—

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die Braven und die Schlimmen. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Sünder und Entsühnte. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Reinke, J. Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Fünfte Auflage. 1906. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—
— Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—
— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Sachs, Curt. Musikgeschichte der Stadt Berlin bis zum Jahre 1800. Stadtpfeiffer, Kantoren und Organisten an den Kirchen städtischen Patronats. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—

Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—
— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg.geb. 5.—
— Gebrochene Flügel. Roman. Vierte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50

Schubin, Ossip. „Gloria victis!“ Roman. Vierte Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—
— Peterl. Eine Hundegeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Primavera. Novelle. 1908. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Refugium peccatorum. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Der arme Nicki. Die Geschichte eines aus der Reihe gefallenen. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 7.—
— „Unter uns.“ Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50
— Der Gnadenschuß. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schütze, Paul. Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Edmund Lange. Eleg. geb. 7.—

Siebert, Margarete. Marie. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 6.—

Sommer, Anna. Heimweh. Roman. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 9.—

Storm, Theodor. Aquis submersus. Novelle. Siebente Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zur Chronik von Grieshuus. 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Geschichten aus der Tonne. Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— John Riew'. Ein Fest auf Hadersleyhuus. Zwei Novellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Der Schimmelreiter. Novelle. Elfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

Vay de Vaya, Mgr. Graf. Erinnerungen an die ostasiat. Kaiserreiche und Kaiser. 1906. gr. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Nach Amerika in einem Auswandererschiffe. Das innere Leben der Vereinigten Staaten. 1908. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—

Wolff, Elsa. Fräulein Maria. — Die Geschichte einer Armen im Geiste. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Deutsche Rundschau.

XXXV. Jahrgang.

Herausgeber:
Julius Rodenberg.

Verleger:
Gebrüder Paetel in Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“ steht jetzt in ihrem fünfunddreißigsten Jahrgange, und es ist wohl überflüssig, nochmals das Programm dieser angesehensten und verbreitetsten Revue darzulegen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Literatur und der Wissenschaft ist die „Deutsche Rundschau“ bestrebt, das Organ zu sein, welches dem hohen Bildungsstande der Gegenwart nach beiden Seiten hin entspricht. Sie will eine Partei nicht führen, aber auch keiner folgen; sie will den Fragen der Gegenwart gerecht werden und ihrerseits an diesen sich betheiligen, nicht in unfruchtbaren Debatten, sondern durch positive Leistungen. Sie sucht zu fördern, was immer unserm nationalen und Geistesleben neue Kräfte zuführt, und keinem Fortschritt in den Fragen der humanitären und sozialpolitischen Bewegung, der Erziehung, der Wissenschaft, der Kunst der Literatur verschließt sie sich.

Die „Deutsche Rundschau“ erscheint in zwei Ausgaben:

a) Monats-Ausgabe in Heften von 10 Bogen.
Preis pro Quartal (3 Hefte) Mk. 7.50.

b) Halbmonatshefte von 5 Bogen Umfang.
Preis pro Quartal (6 Hefte) Mk. 7.50.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Probehefte sendet auf Verlangen zur Ansicht jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung von 20 Pf. — nach dem Auslande 40 Pf. — die Verlagsbuchhandlung

Gebrüder Paetel in Berlin W., Lützowstr. 7.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

OCT 31 1996

12,000 (11/95)

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C035548983
197347
Akeman